

Inhalt

Grußworte

Generaloberin Sr. M. Hildegard Theinert	4
Weihbischof Hans-Georg Koitz	5
Ministerpräsident Christian Wulff	6
Ministerin Ursula von der Leyen	7
Oberbürgermeister Herbert Schmalstieg	9
Vorsitzende BAG Hospiz Gerda Graf	10
Vorstandsmitglied Hospiz St. Peter Oldenburg Josef Roß	12
Vorsitzender Hospiz LAG Ulrich Sündermann	14

Erfahrungsberichte

Zehn Jahre Hospiz Luise	Kurt Bliedernicht	15
Am Anfang war es ein Wagnis	Sr. M. Isidora Hebenstreit	19
Wie es begann –		
Vom Zauber des Anfangs	Sr. M. Alexandra Scheele	21
Von Tellerrand zu Tellerrand	Carsten Rumbke	23
Meine Begegnung mit dem Hospiz Luise	Pfarrer Paul Peck	25
Hospizarbeit und Trauerbegleitung	Ute Reimann	26
Die ersten Jahre	Mareile Preuschhof	28
Es ist drinnen wie draußen: ein wohnliches Haus	Pastorin Christel Eckhardt	30
Lernen für das eigene Leben	Hildegard Gerstung	32
Der kostbare Moment	Jürgen Holland	34
Warum ich seit 10 Jahren gerne ehrenamtlich im Hospiz Luise arbeite	Erika Weiden	36
Erinnerungen an einen Mikrokosmos	Dr. Christian Albert	38
Gott hat keine anderen Hände als die unseren	Elisabeth Wellendorf	40
Sieben Jahre nach Deinem Tod	Sabine Matthei	42

Chronik

Grußwort

Generaloberin Sr. M. Hildegard Theinert

Am 29. Oktober 1994 wurde das Hospiz Luise eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben. Erfüllt von Dank und Freude dürfen wir in diesen Tagen auf das 10-jährige Bestehen des Hospiz Luise zurückblicken.

Das Hospiz Luise in Hannover-Kirchorde ist eine Einrichtung der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in Hildesheim und steht in der Tradition der Hospize des Mittelalters, in denen Menschen für ihre Weiterreise gestärkt wurden. Das Hospiz Luise begleitet schwerkranke Menschen und ihre Angehörigen. Es ist „Raststätte“ auf dem letzten Stück des Lebensweges.

Das Hospiz Luise ist benannt nach der hl. Luise von Marillac (1591-1660), der Patronin unserer Ordensgemeinschaft. Sie stellte den Respekt vor der Würde jedes Menschen in den Mittelpunkt ihres Tun und Handelns. Diese Einstellung und Geisteshaltung der Patronin ist Programm für das Hospiz.

In diesen zehn Jahren wurde vielen schwerkranken Menschen „Leben bis zum letzten Augenblick“ ermöglicht, seit über sechs Jahren durch den Ambulanten Palliativdienst auch in der häuslichen Umgebung. Herzlich danke ich der ersten Leiterin des Hospiz Luise, Schwester Katharina-Maria, Herrn Kurt Bliefert, dem heutigen Leiter, sowie allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und allen ehrenamtlich Tätigen, die mit großem Engagement und Einfühlungsvermögen die Patientinnen und Patienten pflegen und begleiten und ihnen manchen Wunsch erfüllen. Ihnen allen wünsche ich auch in Zukunft eine erfolgreiche, von Gott gesegnete Arbeit.

Weiterhin danke ich allen, die dazu beigetragen haben, dass das Hospiz Luise zu dem geworden ist, was es heute ist.

Wir erinnern uns an die 10 Jahre und danken dem Herrn für Sein Geleit. Die Erinnerung an Gottes Treue soll gleichzeitig ein Verinnerlichen sein. Wenn wir die Gewissheit der Fürsorge Gottes in uns tragen, werden wir von ihr auch in die Zukunft getragen.

Herzliche Segenswünsche zum 10-jährigen Jubiläum!



Schwester M. Hildegard Theinert
Generaloberin

Grußwort

Weihbischof Hans-Georg Koitz

Liebe Schwestern und Brüder,

das Hospiz Luise begeht mit großem Herzen ein kleines Jubiläum: das 10-jährige Bestehen. Unsere Herzen sind voll von Dank!

Wir danken für die unendliche Liebe, die Geduld, die Worte und die Stille, das Mitgehen und Mittrauern, das Versöhnen und Begreifen, für das Verzweifeln und Standhalten, für Weinen und Lächeln. Wir danken vor allem für Hoffnung – mitten im sterbenden Leben, mitten in dieser Kirche und mitten in dieser Gesellschaft.

Wir danken für das anschauliche Zeugnis, dass in Anflitzen das Antlitz Christi aufscheint, dass in Gesten die ausgebreiteten Arme Christi am Kreuz erfahrbar werden.

Wir danken, dass hier, wo mit den Leidenden der Schrei Christi nach Gott so dringend fragt, dass hier, im gefährdeten Evangelium, das Evangelium bewahrt wird. Als dürfte eine Kirche sich gegen solche äußerste Gefährdungen abschirmen! Als bräuchte die Kirche von Hildesheim nicht dieses Haus für die Wahrhaftigkeit ihrer Hoffnung!

Wir danken, dass ein verschenkendes Eintreten für Gottes Menschen hier gelebt wird – in einer Gesellschaft, die immer flexibler, immer mobiler, immer kalkulierter, am Ende doch immer abgehärteter wird. Wir danken für die Erfahrbarkeit der Gotteskindschaft.

Wir sagen Dank an Christi statt und segnen dieses Haus wahrhaftiger Hoffnung.

Ihr



Weihbischof Hans Georg Koitz
Diözesanadministrator von Hildesheim

Grußwort

Ministerpräsident Christian Wulff

Seit nunmehr 10 Jahren widmet sich das Hospiz Luise in Hannover-Kirchrode in segensreicher Weise der ganzheitlichen Pflege und Begleitung schwerstkranker Menschen in ihrer letzten Lebensphase. Dieses Jubiläum ist Anlass für ein Nachsinnen über das vom Hospiz Luise in dieser Zeit für Mitmenschen Geleistete, aber auch Anlass für einen Ausblick auf das künftige Wirken dieses Hospizes und der Hospizarbeit in Hannover. Das Hospiz Luise hat zu einer Festwoche eingeladen, deren Schirmherrschaft ich gerne übernommen habe.

Die meisten Menschen denken mit Unbehagen an das Sterben, an die Endlichkeit des menschlichen Lebens. Viele ängstigen sich vor dem letzten Weg, den wir alle eines Tages unausweichlich beschreiten müssen. Umso tröstlicher kann die Gewissheit sein, in dieser Lebensphase nicht allein zu sein, sondern durch den Zuspruch und die Begleitung anderer Menschen Stärkung für die Weiterreise in das durch Jesus Christus verheißene Leben zu finden.

Dieser Aufgabe haben sich die ehrenamtlichen wie hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hospiz Luise in vorbildlicher Weise angenommen: Eingebettet in die christliche Tradition versuchen sie, Sprachlosigkeit und Einsamkeit zu vermeiden, Antworten zu geben und die Nähe eines um Verständnis bestrebt Menschen anzubieten. Getreu dem Hospizgedanken wirken sie in der Erkenntnis, dass die Bedürfnisse des Menschen in der Situation des Auf-das-Sterben-Zugehens und des Sterbens sich nicht in der rein körperlichen pflegerischen Versorgung erschöpfen, sondern dass die Frage nach der Bilanz und damit nach dem Sinn des Lebens ebenso wie der Schmerz und die Erschütterung des endgültigen Abschieds meistens hilflose Betroffene und ihre Angehörigen trifft.

Ohne seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wäre das Hospiz Luise letztlich nicht vorstellbar. Ich möchte daher diesen Menschen, die sich mit großem Engagement und zuweilen bis an den Rand ihrer eigenen psychischen und physischen Kräfte in den Dienst ihrer Mitmenschen stellen, an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank und meine persönliche Anerkennung aussprechen.

Ich hoffe und wünsche mir, dass sich auch in Zukunft immer wieder Menschen bereit finden mögen, den Hospizgedanken in den Mittelpunkt ihrer Tätigkeit zu stellen. Ohne solche Menschen wäre unsere Gesellschaft um Vieles ärmer.

Allen, die sich im gemeinsamen Engagement für das Hospiz Luise zusammen gefunden haben, wie auch den Menschen, die dieses Engagement in den verschiedensten Formen unterstützen, wünsche ich einen besinnlichen und zugleich frohgemuten Verlauf dieser Festwoche.



Christian Wulff
Niedersächsischer Ministerpräsident

Grüßwort

Ministerin Dr. Ursula von der Leyen

Wir sprechen nicht gern über den Tod – es ist uns vielleicht ein wenig unheimlich, unbegreifbar. Und gerade dieses Unbegreifliche, Abstrakte hat vielleicht dazu geführt, dass wir den Tod als Bestandteil des menschlichen Lebens soweit wie möglich aus unserer Gedankenwelt und damit aus unserer Gesellschaft verdrängt haben.

Es ist bedrückend, dass mittlerweile kaum noch Menschen in ihrer gewohnten Umgebung, das heißt im Kreise ihrer Familie sterben, obwohl die meisten Menschen sich gerade dies wünschen. Und es muss uns auch nachdenklich machen, dass fast die Hälfte der Bevölkerung die Situation sterbender Menschen als anonym und unwürdig empfindet.

Erfreulicherweise hat vor Jahren auch in Deutschland ein Prozess des Umdenkens begonnen: Die Hospizbewegung und mit ihr eng verbunden die Palliativmedizin akzeptieren die Endlichkeit des menschlichen Lebens, die Erkenntnis, dass eine Heilung nicht immer möglich ist. Dennoch muss enttäuschte Hoffnung auf Heilung noch keine Hoffnungslosigkeit bedeuten.

Die humane Sterbebegleitung, wie sie heutzutage vor allem in den Hospizen gelebt wird, möchte den betroffenen Menschen einen würdigen, möglichst schmerzfreien Abschied ermöglichen.

Diese Art von Sterbebegleitung ist weit mehr als physische Schmerztherapie. Sie umfasst auch die psychische und spirituelle Betreuung der Sterbenden in ihrer letzten Lebensphase. Und sie bezieht die Angehörigen dieser Menschen in die Betreuung mit ein.

Die Achtung vor der Hospizarbeit und ihre Wertschätzung durch die Landesregierung mag auch daran gemessen werden, dass die hospizliche Versorgung einen hohen Stellenwert in dem künftigen Konzept der Landesregierung für eine Weiterentwicklung der palliativmedizinischen Versorgung in Niedersachsen erhalten wird. Dieses Konzept zielt darauf ab, eine möglichst flächendeckende, qualitativ hochwertige Palliativversorgung in Niedersachsen zu erreichen.

Ein Wegbereiter der Hospizarbeit in Deutschland war und ist das Hospiz Luise, das in diesen Tagen sein zehnjähriges Bestehen feiern kann.

Auch das Hospiz Luise wird letztlich verkörpert durch seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im hauptamtlichen und im ehrenamtlichen Bereich. All diese Menschen haben den Mittelpunkt ihrer Tätigkeit in den Dienst an schwerstkranken und sterbenden Mitmenschen und ihrer Angehörigen gestellt.



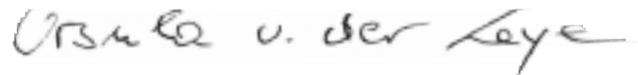
Unter diesen Menschen möchte ich vor allem nennen:

- Schwester Maria Hildegard Theinert, die Generaloberin der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul in Hildesheim und ihre Mitschwestern,
- Schwester Katharina-Maria Hanne, die das Hospiz Luise vor nunmehr zehn Jahren mit begründet und inzwischen ein neues Tätigkeitsfeld für sich gefunden hat, sowie
- den heutigen Leiter des Hospiz Luise, Herrn Kurt Bliefernicht.

Ihnen gilt mein besonderer Gruß und Dank am heutigen Tage.

Zugleich möchte ich aber auch all den Anderen danken, die hier im Hospiz Luise in ihrer täglichen Arbeit unverzichtbaren Dienst an ihren Mitmenschen leisten.

Ihnen und Ihren Gästen wünsche ich einen guten Verlauf der kommenden Festwoche.



Dr. Ursula von der Leyen, MdL
Niedersächsische Ministerin
für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit



Grußwort

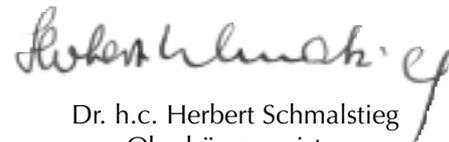
Oberbürgermeister Herbert Schmalstieg

1994 wurde in Hannover mit der stationären Hospizarbeit im Hospiz Luise, einer Einrichtung der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul in Hildesheim, begonnen. Zu dieser Zeit stand die moderne Hospiz-Idee noch in den Anfängen. In den vergangenen zehn Jahren konnte der Hospiz-Gedanke in Hannover wie deutschlandweit immer mehr Anhänger und Unterstützer finden. Der Hospiz-Gedanke steht für eine neue Kultur von Sterben und Leben. Vom lateinischen *hospitium* – Herberge, leitet sich der Name der Hospizbewegung ab. 95 Prozent der Bevölkerung äußern den Wunsch, zu Hause sterben zu wollen. Tatsächlich sterben etwa 70 Prozent in Krankenhäusern und Pflegeheimen. Die Hospizbewegung ist dabei dies zu ändern, das Leiden Sterbenskranker zu lindern, ihnen das Verbleiben in der vertrauten Umgebung zu ermöglichen und auch den Angehörigen beizustehen.

Das Hospiz Luise war in unserer Stadt das erste stationäre Hospiz dieser Art in Hannover und Niedersachsen. Benannt wurde das Hospiz nach der heiligen Luise von Marillac. Die Mitbegründerin der Vincentinerinnen, die im 17. Jahrhundert in Frankreich lebte, stellte Zeit ihres Lebens die Würde und die Wertschätzung jedes Menschen bei jeder Begegnung und Hilfeleistung in das Zentrum ihres Denkens und Handelns. Damit ist sie eine würdige Patin des Hospizes.

Das Hospiz Luise ist ein Wohngemeinschaftshaus, in dem schwerstkranke Menschen in der letzten Phase ihres Lebens auch in Begleitung von Angehörigen leben können. Sie werden hier individuell und ganzheitlich gepflegt unabhängig von ihrer religiösen Überzeugung, ihrer Nationalität, ihrer Lebensform oder ihrer sozialen Stellung. Betroffenen wird durch individuelle Begleitung, palliative Pflege und Schmerztherapie eine Teilnahme am Geschehen der Umgebung ermöglicht, um die letzte Phase ihres Lebens bewusst und selbstbestimmt zu gestalten. Ein weiterer Aspekt ist die Unterstützung und Ermutigung der Angehörigen in der Zeit des Abschiednehmens und in der Trauerarbeit.

Die Arbeit mit Menschen in der besonders intensiven Lebenssituation im Angesicht des Todes ist eine anspruchsvolle und zutiefst humane, die unser aller Respekt und Anerkennung verdient.



Dr. h.c. Herbert Schmalstieg
Oberbürgermeister

10 Jahre Hospiz Luise in Hannover-Kirchrode

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe „Hospizler und Hospizlerinnen“, zum 10-jährigen Jubiläum des Hospizes Luise spreche ich Ihnen im Namen der Bundesarbeitsgemeinschaft Hospiz meine allerherzlichsten Glückwünsche aus.

Als eines der ersten Hospize in Niedersachsen – es gab außerdem schon eine Hospizwohnung in Lemförde mit zwei Betten – wurde das Hospiz Luise nach drei Jahren der Planung, des Umbaus und der Einrichtung am 28.10.1994 unter Trägerschaft der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul in Hildesheim eröffnet.

Getreu dem Leitsatz Ihrer „Patin“, der heiligen Luise von Marillac, – „Ermutigen wir uns gegenseitig mehr durch unser Beispiel als durch unsere Worte“ – zeigten Sie in diesen Jahren Durchhaltevermögen, Einfallsreichtum, Engagement und Gottvertrauen. Dies gilt sowohl für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der ersten Stunde bis heute, als auch für die Bevölkerung und die unterstützenden Politiker vor Ort.

Lassen Sie mich nur einige Blitzlichter Ihres Einsatzes erwähnen und anerkennen: Die hauptamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die Ihre Weiterbildungskosten für Palliativmedizin größtenteils aus der eigenen Tasche bezahlten, die Organisation von Benefizkonzerten, die rege Öffentlichkeitsarbeit, die Übergabe von Unterschriftensammlungen an Gesundheitsminister Seehofer, Versteigerungen von venezianischen Masken – um nur einige Ereignisse zu nennen, mit denen es Ihnen gelang, sich im Gespräch zu halten und damit immer wieder die notwendige finanzielle Basis zu sichern.

Allen voran die couragierte Leiterin Ihres Hauses bis 2003, Schwester Katharina-Maria: Auch wenn sie einerseits betonte, es sei wichtig zu wissen, „dass ganz normale Menschen diese Arbeit tun können“, nutzte sie beispielsweise sowohl ihre Auszeichnung 1996 durch den damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog als auch den ihr 1998 verliehenen Courage-Preis um öffentlich auf die problematische Situation der Hospize aufmerksam zu machen.

So manches Mal galt es, eine drohende Schließung aus finanziellen Gründen abzuwenden bis endlich 1997 die Rechtsgrundlage für die Bezuschussung von Aufenthalten in stationären Hospizeinrichtungen durch die gesetzlichen Krankenkassen geschaffen war.

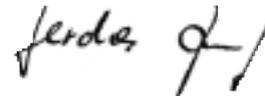
Den Zeiten des „Überlebenskampfes“ folgte eine Zeit des Wachstums mit der Gründung eines ambulanten Palliativdienstes im Januar 1998 und seit 2002 mit einer Kooperation mit dem Klinikum Hannover. Mit dem

Hospizleiter Kurt Bliefert – als Mitarbeiter der ersten Stunde auch seit 1994 dabei – haben wir wiederum einen engagierten Partner in der Hospizbewegung gefunden.

Inzwischen ist das Hospiz Luise zum unverzichtbaren Bestandteil des sozialen Angebots in Hannover geworden. Alle Beteiligten und Förderer können deshalb zu Recht stolz sein auf das, was sie mit ihrem unermüdlichen Engagement über lange Jahre geschaffen haben; immer mit dem Bedürfnis, den Schwächsten in unserer Gesellschaft einen angemessenen Raum zu schaffen, in dem sie und ihre Angehörigen eine Atmosphäre vorfinden, in der sie sich wohl fühlen und menschliche Nähe erfahren können.

Ich wünsche Ihnen alles erdenklich Gute und viel Kraft für die Zukunft, verbunden mit der Hoffnung, dass Sie auch weiterhin viel Freude an den vielfältigen Aufgaben der Hospizarbeit haben, damit die Hospizbewegung immer spürbar bleibt.

Ihre

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Gerda Graf', with a stylized flourish at the end.

Gerda Graf
Vorsitzende BAG Hospiz e.V.

Hospize haben in den letzten 10 Jahren viel verändert. Auch die Hospize selbst und die Hospizbewegung haben sich in dieser Zeit verändert und entwickelt. Diesen Weg der Gestaltung der Hospizbewegung sind die Hospizeinrichtungen, ob stationär oder ambulant, nicht allein gegangen, sondern gemeinsam mit einer beispielhaften Offenheit z.B. in der Landesarbeitsgemeinschaft.

Wenn ich die letzten mehr als 10 Jahre Revue passieren lasse, meine ich, dass sich an der Geschichte des Hospiz Luise auch etwas von der Geschichte der Hospizbewegung buchstabieren lässt. Dies nicht nur, weil das Hospiz Luise das erste Hospiz in Niedersachsen war. In dieser Pionierphase hatte ich über etliche Jahre intensiven Kontakt mit Sr. Katharina-Maria, der ersten Leiterin des Hospizes.

Auch wenn das Hospiz eingebettet ist in die Struktur eines Ordens, so war es damals ein Aufbruch in eine neue Aufgabe, für die es keine vorgegebene Struktur gab und die von soviel Unsicherheit geprägt war, dass sie nur mit einer ungeheuren Portion Mut und Begeisterungskraft zu schaffen war. Im Hospiz Luise und im weiteren Umfeld gab es dafür ein personales Angebot.

Ich erinnere mich noch gut, wie sich das Hospiz Luise, und damit insbesondere Sr. Katharina-Maria, eingemischt hat in die Debatte, als plötzlich die bis dahin freiwillige Finanzierung der Krankenkassen durch einen ministeriellen Erlass vor dem Scheitern stand: in der Wahlkampfzeit wurden Politiker ins Hospiz eingeladen und ihnen vor Augen geführt, was Hospiz im Alltag bedeutet. Manchen ist erst in der Begegnung im Hospiz aufgegangen, in welchen Nöten Menschen sich befinden, die sich an das Hospiz wenden. Ich kann mich an zahlreiche Gespräche erinnern, die wir im Hospiz Luise mit Vertretern der Krankenkassen geführt haben, um auch den Menschen in der Verwaltung Hospiz nahe zu bringen. Wir, die Vertreter mehrerer stationärer Hospize, mussten damals lernen, dass es nicht ausreicht begeistert zu sein, sondern, dass bei einer öffentlichen Finanzierung auch Kontrolle und Leistungsnachweise erforderlich sind.

Vom Hospiz Luise ist immer wieder das Bemühen ausgegangen, ernst zu machen mit dem Anspruch, vorrangig eine Begleitung zu Hause ermöglichen zu wollen. Das Hospiz Luise war dabei anderen Einrichtungen im Land häufig einen Schritt voraus: in der Einrichtung des Ambulanten Palliativdienstes oder auch dem Aufbau eines Palliative-Cares-Kurses für Pflegendende.

Bald kamen Jahre, in denen eine scheinbar gesicherte Finanzierung und eine gewachsene Akzeptanz, zahlreiche Menschen und Institutionen auf die Idee kommen ließ, ein Hospiz einzurichten, ohne sich genau über die Anforderungen im Klaren zu sein. Reagiert hat das Hospiz in einem Spagat: immer wieder die Fragenden aufzuklären über die Wirklichkeit des Hospizes und gleichzeitig sich intensiv einzubinden in die Gruppe der stationären Hospizeinrichtungen in Niedersachsen, um gemeinsam den Anspruch an die Qualität in der Hospizarbeit auch nach außen beschreibbar zu machen.

Irgendwann in den Jahren war klar: Hospize sind nicht mehr weg zu denken aus der Versorgung von Schwerkranken und Sterbenden. In der Öffentlichkeit entstand manchmal der Eindruck, dass in die Hospizbewegung all die Sehnsüchte der Menschen nach einem guten Tod projiziert würden. Leitung und Mitarbeiter im Hospiz haben nach meinem Eindruck immer einer Idealisierung widerstanden, in dem sie auch die Schrecken des Sterbens nicht verleugnet haben.

Mein Fazit aus diesen gemeinsamen Erfahrungen ist: die Hospizbewegung braucht Menschen mit Ideen, die den Menschen in Not sehen und auf ihn zugehen, dabei Andere einfach begeistern und anstecken und gleichzeitig braucht die Hospizbewegung die Ernüchterung einer Struktur, sie braucht die Beweglichkeit der Veränderung und die Distanz, sich selbst überflüssig zu machen, ohne die Bewegung erlöschen zu lassen.

Ich möchte dem Hospiz Luise, und damit meine ich alle die dazu gehören, wünschen, dass sie diese Lebendigkeit bewahren, die Spannungen und Widersprüche aushalten und so Mut, Geduld, Gelassenheit und Freude verbreiten.



Josef Roß

Vorstandsmitglied im Hospiz St. Peter Oldenburg

- H** wie Hoffnung nicht allein zu bleiben
- O** wie Offenheit für den Menschen
- S** wie Sorgsam Umgehen
- P** wie Palliative – lindernde Sorge
- I** wie Interdisziplinäres Team
- Z** wie Zumutung zum Anderen

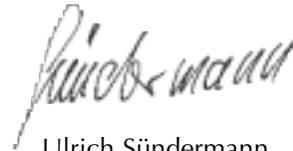
Grußwort

Hospiz Landesarbeitsgemeinschaft Nds. e.V.

Ich begrüße Sie ganz herzlich beim Lesen dieser Zeilen und freue mich, dass Sie sich die Zeit dafür nehmen. Wenn ein Kind 10 Jahre alt wird, dann ist das schon mit einigen Erwartungen der Gesellschaft verbunden und alle gehen davon aus – nun dauert es nicht mehr lange bis wir von „Erwachsen werden“ reden. Ein stationäres Hospiz, das sich schon bei der Gründung als erste niedersächsische Einrichtung, die sterbende Menschen am Ende des Lebens aufnahm, „HOSPIZ“ nannte, gehört mit 10 Jahren zu den ganz alten. Es ist schon lange „erwachsen“ und natürlich aktives Mitglied in der Hospiz Landesarbeitsgemeinschaft Niedersachsen e.V. (LAG). Die Mitarbeiter und die Leitungen haben im Laufe der Jahre gewechselt, das Hospiz ist seinem Anliegen treu geblieben. Unter der Hospizleitung von Kurt Bliedernicht geht das Haus in das nächste Jahrzehnt. Hauptamtliche und ehrenamtliche Mitarbeiter, Freunde des Hauses und Förderer können beruhigt weiterarbeiten. Der gute Ruf des Hauses, der liebevolle und von Würde getragene Einsatz aller Mitarbeitenden eilt dem Hospiz voraus. Neben dem Hospiz Luise sind inzwischen 10 weitere stationäre Hospize und rund 100 ambulante Hospiz- und Palliativdienste in Niedersachsen als Mitglieder der LAG und mehr als 1.300 Dienste auf Bundesebene gemeinsam dabei, ein Netz von Hilfen, Informationen und – ja, das muss gesagt werden – eine gesellschaftliche Veränderung herbeizuführen. Wir geben den Schwerkranken, Sterbenden und den Trauernden den Platz zurück, der Ihnen zusteht. Mitten unter uns, neben uns – dort wo sie es wünschen. Wenn das aber nicht mehr geht – dann brauchen wir gerade für diese Menschen ein Zuhause in dem sie die letzte Zeit ihres Lebens „sein“ dürfen. „Würde“-voll, „Selbst“-bestimmt und als lebender Mensch wahrgenommen und gepflegt, bis ans Ende ihrer letzten natürlichen Minute.

Den Mitgliedern und Freunden des Hospiz Luise wünsche ich im Namen des Vorstandes der LAG viel Kraft, Gesundheit und den Mut, an dieser wichtigen gesellschaftlichen Aufgabe weiter zu arbeiten. Lassen sie uns zusammen in das nächste Jahrzehnt und zur nächsten Aufgabe weitergehen. Danke für Ihr motiviertes und würdevolles Engagement!

Ihnen verehrter Leser, jetzt noch viel Freude beim Lesen der Festschrift.



Ulrich Sündermann
Vorsitzender der LAG

10 Jahre Hospiz Luise

Zwei Monate, bevor das Hospiz Luise seine Arbeit aufnahm, machte ich mich von Bremen auf den Weg nach Hannover. Ich war neugierig. Ich hatte von dem ersten stationären Hospiz gehört, das in Hannover eröffnet werden sollte. Hospizarbeit, ein Begriff, der mir nicht unbekannt war durch meine langjährige Tätigkeit in der Gemeindekrankenpflege. Aber, wollte ich jetzt diese Arbeit aufgeben und mich ganz der Pflege und Begleitung Sterbender widmen? Ich war neugierig geworden durch den Tipp einer Freundin, die von einer engagierten Ordensschwester der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul in Hildesheim sprach.

Nun stand ich da, vor einem umgebauten Einfamilienhaus und war gespannt, was mich bei meiner ersten Begegnung mit den Menschen dort erwartete.

Mein Gespräch mit Schwester Katharina-Maria, Schwester M. Alexandra und zwei der zukünftigen Mitarbeiter fand in der wohnlichen Atmosphäre der Wohnküche statt. Ungewohnt, aber ich spürte rasch die familiäre Atmosphäre und mir wurde sehr schnell klar, ich befand mich nicht mehr in einem geplanten Informationsgespräch, sondern dieses war ein Vorstellungsgespräch. Mir wurde sogleich bewusst, dass hier eine Einrichtung entstehen sollte, in der sterbende Patienten und ihre Angehörigen im Vordergrund stehen sollten. Weiterhin war für mich von Bedeutung, dass die Seelsorge ein wichtiger Bestandteil unserer zukünftigen Arbeit sein sollte. Erlebte ich doch in meiner derzeitigen Tätigkeit eher einen Mangel an seelsorgerischer Begleitung unserer Patienten.

Nach diesem Gespräch gingen mir auf der Heimfahrt so viele Dinge durch den Kopf. Indem der Name des Hospiz „Luise“ auch der Vorname meiner Mutter, und die Namen Katharina-Maria die Vornamen meiner Groß- und Urgroßmutter waren. Mit der Brakestraße verbindet mich Brake als meinen Geburtsort. Zufall? Ich glaube nicht daran, denn immer schon war ich fest davon überzeugt, dass mein Leben auch durch Fügung bestimmt ist. Denke ich heute an diese erste Begegnung zurück, haben mich dieses Erleben und diese ganz persönliche Auslegung schnell zu einer Entscheidung kommen lassen. Ja, du willst diesen neuen Schritt für dich wagen und ich habe diese Entscheidung bis heute nicht bereut.

Bei der Einweihungsfeier hörte ich in einer der Festansprachen die Worte von Luise von Marillac: *„Ermutigen wir uns gegenseitig mehr durch unser Beispiel als durch unsere Worte.“* In den vielen Jahren meiner Tätigkeit im und für das Hospiz Luise, haben mich diese Worte von der heiligen Luise oft begleitet. Ja, es sollte Beispiel gegeben werden. Diese Umsetzung des Beispiels verstand meine Vorgängerin Sr. Katharina-Maria sehr gut. Mit ihrer lebendigen, offenen und charismatischen Art begeisterte sie die Menschen für den

Hospizgedanken, für die Arbeit an und um den sterbenden Patienten. Sie ist unsere Wegbereiterin für die Arbeit im Hospiz Luise. Sie hat sich in den vielen Jahren in bemerkenswerter Weise für den Aufbau der Hospizarbeit in Hannover und über die Grenzen hinaus eingesetzt. Ich bin dankbar, was ich durch sie und wir in ihr als Wegbereiterin Gutes erfahren durften. Es lebt in vielen Situationen als Stärkung unserer täglichen Arbeit weiter.

Kurz nach Eröffnung begannen dann meine ersten Tage im Hospiz Luise. Da waren wir nun, wir, die vielen Idealisten, die sich zusammengeschlossen hatten, den Hospizgedanken in kleinen vorsichtigen Schritten in die Tat umzusetzen. Wir haben unsere individuellen Fähigkeiten eingebracht in das Gesamtteam und erreichten somit stetig eine erfolgreiche Umsetzung des Hospizgedankens in unserem neuen beruflichen Zuhause.

Endlich wieder Zeit haben für den Patienten, auf seine Bedürfnisse eingehen, ihn in den Vordergrund unseres Handelns stellen. Das durfte auch für mich endlich wieder gelebt und erfahren werden. Die ärztliche Versorgung unserer ersten Patienten wurde von Frau Dr. Ingrid Behre-Hallbaum und Herrn Dr. Christian Albert im Sinne der palliativmedizinischen Versorgung Sterbender durchgeführt.

Sie beide haben uns ebenfalls in bemerkenswerter Weise geholfen, unsere ersten Schritte in der ganzheitlichen Begleitung zu gehen. Von vielen bewegenden, manchmal auch schweren Erlebnissen im Umgang mit den vielen Patienten könnte ich nun berichten. Es würde ein Buch füllen mit unschätzbaren Erlebnissen und Erfahrungen.

„Ermutigen wir uns gegenseitig mehr durch unser Beispiel als durch unsere Worte.“

Diese Worte bewahrheiteten sich auch für mich im Umgang mit den Angehörigen. Zeigten wir doch von Anfang an die Bereitschaft für ein offenes Umgehen mit den Themen Abschiednehmen, Sterben und Tod. Dieses sollte Angehörigen Mut machen, mit ihren sterbenden Partnern die Dinge anzusprechen, die noch wichtig waren.

Vielen Menschen, die zu uns kamen, gaben wir Einblick in unsere Arbeit auf unterschiedliche Weise. Informationsveranstaltungen wurden durchgeführt, Kranken- und Altenpflegeschulen kamen zu uns, um von unseren Erfahrungen zu hören und aus ihnen zu lernen. Das hat sich bis heute fortgesetzt und bewährt.

Das alljährliche Sommerfest, das wir feiern mit dankenswerter Unterstützung vieler Sponsoren und Einzelpersonen und nicht zuletzt die Benefizveranstaltungen, die bisher arrangiert wurden, helfen, auf unsere Arbeit aufmerksam zu machen.

Nicht nur die pflegerische Tätigkeit, sondern auch die Öffentlichkeitsarbeit gehörte zu meinen Aufgaben und ich merkte sehr schnell, dass diese Arbeit nicht nur sehr wichtig ist, sie bereitet auch Freude, meine unterschiedlichen Erfahrungen aus der stationären Arbeit interessierten Zuhörern zugänglich zu machen. Es waren auch jene Interessierte zu uns gekommen, denen wir Mut machen konnten, unserem Beispiel zu folgen, indem sie in ihrer Region ebenfalls Hospizeinrichtungen gründeten.

Ja, wir sind das erste stationäre Hospiz dieser Art in Hannover und Niedersachsen, das dieses Wagnis auch mit unklarer Finanzierung damals einging. Sicher waren wir nicht die ersten, die sich mit dem Gedanken trugen, ein

stationäres Hospiz zu errichten. Es gab in Hannover schon einige Initiativen, die sich mit gleichen Zielen der Sterbebegleitung auseinandersetzen. Wir spürten, besonders in Zeiten der unklaren Finanzierung unserer Arbeit, immer deutlich die Sicherheit unseres Mutterhauses. Schwester Katharina-Maria verstand es, die breite Öffentlichkeit erfolgreich auf unsere Situation aufmerksam zu machen. Schon bald folgten nach zähen Verhandlungen auf Bundesebene die Sicherheiten per Gesetz für stationäre Hospizeinrichtungen. Viel Zuspruch und Unterstützung erlebten wir gerade in dieser Zeit von der Öffentlichkeit hier in Hannover.

Vor 6 Jahren setzten wir ein weiteres Beispiel für unsere Region. Wir gründeten den ersten Ambulanten Palliativdienst hier in Hannover. Wenig später haben wir eine Kooperation mit dem Klinikum Hannover geschlossen, die es uns noch besser ermöglicht, die Menschen in ihrer häuslichen Umgebung fachlich beraten und begleiten zu können.

Die ersten Jahre waren geprägt von Aufbau, Beispiel geben, Mut machen und Aufklärung. Vor zwei Jahren trat ich die Nachfolge von Sr. Katharina-Maria an.

Wir blicken zu diesem Fest des 10-jährigen Bestehens auch auf die langjährige Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Hospizdienst zurück. Wir helfen und begleiten uns gegenseitig in der Ausbildung und Unterstützung Ehrenamtlicher.

Wir stellen uns heute den neuen Herausforderungen, wie der Umsetzung des Heimgesetzes und der Einführung des ersten Qualitätshandbuchs für stationäre Hospize in Deutschland, an dem unser Haus maßgeblich mitgewirkt hat. Unser Ambulanter Palliativdienst wächst immer mehr durch die zunehmenden Anfragen nach Beratung und Begleitung. Hier werden wir zukünftig speziell Ehrenamtliche in der Trauerbegleitung ausbilden und einsetzen.

Das Ehrenamt im Hospiz Luise ist unverzichtbar für unsere Arbeit. Heute arbeiten 13 ehrenamtliche Mitarbeiter im Hospiz Luise und unterstützen unsere Arbeit mit den sterbenden Patienten und ihren Angehörigen.

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass es keine große Fluktuation der 17 hauptamtlichen Mitarbeiter in der Pflege gibt. Sie sehen ihre Aufgabe nicht nur in der professionellen Pflege, sondern fühlen sich in verschiedenen Bereichen wie Seelsorge, Begleitung der Ehrenamtlichen, kollegiale Beratung und der Trauerbegleitung verantwortlich. Das Gesamtteam wird erst vollständig durch die Mitarbeiter des Ambulanten Palliativdienstes, durch unsere Sr. M. Alexandra, die als gute Seele des Hauses im Hospiz lebt und durch die Menschen, die erst die Voraussetzungen dafür schaffen, dass das Hospiz zu einem innen wie außen wohnlichen Haus wird: die Reinigungskräfte, der Hausmeister und der Gärtner.

Ein Blick in die Zukunft:

Wir werden die kollegiale Zusammenarbeit mit den benachbarten Hospizeinrichtungen und den ambulanten Diensten, sowie die palliative Versorgung in der Region Hannover weiter fördern, fachkompetente Beratung und Begleitung für Krankenhäuser und andere Pflegeeinrichtungen anbieten. Die Vernetzung und das Miteinander der

verschiedenen Einrichtungen ist uns ein großes Anliegen. In vielen Gremien, auch auf Landes- und Bundesebene, sind wir durch unsere Mitarbeiter vertreten und wirken aktiv mit. Gemeinsam haben wir das Ziel, Menschen in ihrer letzten Lebensphase umfassend und ganzheitlich zu pflegen, zu begleiten und nach neuen Aufgaben zu schauen. Es soll weiterhin ein Miteinander geben und wir wollen uns nicht in Konkurrenz erleben.

Dankbar sind wir allen Menschen, ob durch die Mitgliedschaft in unserem Freundeskreis, oder als Einzelpersonen, die mit ihrer Spende unsere Arbeit im Hospiz Luise unterstützen.

Der Anfang, der von uns gesetzt wurde, hat ein Beispiel gegeben. Und dieses ist Grund genug, dankbar zurückzublicken auf das, was wir in den ersten 10 Jahren unserer Arbeit erreicht haben. Es will auffordern und Mut machen, sich neue Ziele zu setzen. Bei jedem Schritt, den wir gehen, muss es für uns immer wichtig bleiben, auf den einzelnen Menschen zu schauen, uns auf seine Bedürfnisse, Ängste und Fragen einzulassen. Dabei dürfen wir uns als einzelnen Mitarbeiter nicht vergessen. Wir müssen unsere Motivation und unser Handeln am Menschen immer wieder reflektieren und unsere eigene Arbeit in Frage stellen. Nur so werden wir uns lebendig und aufmerksam auch neuen Herausforderungen stellen können. *„Ermutigen wir uns gegenseitig mehr durch unser Beispiel als durch unsere Worte.“*

Kurt Bliefert
Hospizleiter



Das heutige Team der hauptamtlichen MitarbeiterInnen

Erfahrungsbericht

Sr. M. Isidora Hebenstreit

Am Anfang war es ein Wagnis

10 Jahre Hospiz Luise – 10 Jahre segensreiche individuelle ganzheitliche Pflege und Begleitung schwerstkranker Menschen in der letzten Lebensphase. Heute ist das Hospiz aus unserer Gemeinschaft nicht mehr wegzudenken. Am Anfang war es für uns jedoch ein neues Aufgabengebiet und ein Wagnis, den richtigen Weg zu finden.

In der Rede, die ich zur Einweihung des Hauses hielt, brachte ich das Wort von Exupéry: „Wenn du ein Schiff bauen willst, so trommle nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeug vorzubereiten, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre sie die Sehnsucht nach dem weiten und endlosen Meer.“

Diese Sehnsucht wusste Schwester Katharina-Maria Hanne, vom vinzentinischen Charisma geprägt, allen zu vermitteln. Die Vision von einem Hospiz war zwar schon länger Gegenstand der gemeinsamen Überlegungen im Leitungsteam der Kongregation. Waren doch Hospize im Mittelalter, auch in der Zeit des Hl. Vinzenz, eine Zufluchtsstätte für Pilger, die für ihre Weiterreise gestärkt und in denen Kranke gepflegt wurden. Es bedurfte noch beherzter Schwestern und gottgewollter Gegebenheiten, um aus einer Sehnsucht und Vision etwas ganz Konkretes zu schaffen: das Hospiz Luise!

Als im Frühsommer 1991 ein Einfamilienhaus zum Kauf angeboten wurde, sahen wir darin einen Fingerzeig von oben, diese Aufgabe als einen wichtigen vinzentinischen Auftrag in unserer heutigen Zeit wahrzunehmen. Die Lage – Brakestraße 2d in Hannover – wurde erkundet und erwies sich als sehr günstig. Das Grundstück grenzte an das Vinzenzkrankenhaus in der Lange-Feld-Straße 31. Die optimale Lage für ein Hospiz in unserer Trägerschaft.

Bei den nun notwendigen folgenden Schritten (Kaufvertrag – Planungen – finanzielle Klärungen etc.) leitete uns je neu das Wort des Hl. Vinzenz: „Die göttliche Vorsehung verlässt uns nicht in Dingen, die wir auf ihre Fügung hin unternehmen“. Vinzenz sah in den Ereignissen seines Lebens und seiner Zeit nicht Äußerlichkeiten und Zufälle, sondern er erkannte in ihnen einen Anruf Gottes und suchte ihm zu entsprechen. Wir wollten uns diesem Anruf stellen, viele Fragen und Hindernisse machten uns aber immer wieder deutlich, dass es tatsächlich ein Wagnis war.

Unsere Gemeinschaft setzte sich intensiv mit den Aufgaben und Zielen eines Hospizes auseinander und beschloss, sich dieser Aufgabe zu stellen.

Als Patronin des Hauses wählten wir die Hl. Luise von Marillac, die Mitbegründerin unserer Gemeinschaft. Das Leben der Hl. Luise war geprägt vom Dienst am Nächsten. Sie stellt die Hochachtung und Wertschätzung jedes

Menschen bei jeder Begegnung und Hilfeleistung in den Mittelpunkt. Ihre Aussagen „Bemüht euch um einen sorgfältigen Dienst am Nächsten“ und „Ermuntern wir uns gegenseitig mehr durch unser Beispiel als durch unsere Worte“ sollten das Hospiz begleiten.

Als Beispiel christlicher Nächstenliebe und als einen ursprünglichen Auftrag unserer Gemeinschaft trägt die Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul in Hildesheim dieses Hospiz als eine Herberge vor der letzten Lebensreise.

Durch das beherzte Engagement von Schwester Katharina-Maria Hanne, gemeinsam mit Schwester M. Alexandra und den ersten MitarbeiterInnen, gelang es das Hospiz Luise auf diesen guten Weg zu bringen.

Mit tiefer Dankbarkeit blicke ich auf die vergangenen 10 Jahre des Hospiz Luise zurück. Konnte doch unser vinzentinischer Auftrag hier so segensreich verwirklicht werden.

Besonders dankbar bin ich allen Mitschwestern, MitarbeiterInnen und Ehrenamtlichen für ihren Einsatz und ihr Engagement. Mit ihnen zusammen konnte aus unserer damaligen Vision und aus dem ehemaligen Wagnis eine nicht mehr wegzudenkende Einrichtung für den Menschen werden.

Sr. M. Isidora Hebenstreit
ehemalige Generaloberin

Erfahrungsbericht

Sr. M. Alexandra Scheele

Wie es begann – Vom Zauber des Anfangs oder Alles hat seine Zeit

Wenn ich jetzt zurückblicke, kann ich sagen, dass meine Entscheidung, in das neu entstehende Hospiz zu gehen, für mich guter Schritt war. Aber das war nicht so unbedingt vorhersehbar, ich habe mich damals in vieler Hinsicht auf ein Wagnis eingelassen.

Nach meiner Sabbatzeit im Jahr 1993 in Italien wurde ich gefragt, ob ich mir eine Mitarbeit im gerade geplanten Hospiz vorstellen könnte. Nach reiflicher Überlegung habe ich mich dazu bereit erklärt. Das war ein ziemliches Risiko, denn Sr. Katharina-Maria, die designierte Leiterin, und ich kannten uns damals nicht näher und der Altersunterschied zwischen uns war recht groß. Außerdem war damals ein stationäres Hospiz in Niedersachsen noch ein unbekanntes Neuland.

Als erstes hatten wir die Dachwohnung in dem ausgebauten Haus in der Brakestraße, „Spitzboden“ genannt, einzurichten. „Das mag was geben“ dachte ich „wenn wir zusammen Möbel aussuchen müssen“; denn ich erwartete, dass unser Geschmack sehr unterschiedlich sein würde.

Doch es kam überraschend anders. Wir haben uns gleich gut verstanden. Was sie mochte, gefiel mir auch und das erste Jahr gehört zu den Zeiten im Hospiz, an die ich sehr gerne zurückdenke. Wir haben viel gemeinsam gelacht. Zum Beispiel über eine Kommode, die wir am Abend aufgebaut haben, und die wir am nächsten morgen an den richtigen Platz stellen wollten. Die fiel uns dann beim Transport einfach auseinander. Wir waren am Abend vorher so müde gewesen, dass wir vergessen hatten, die Schrauben anzuziehen.

Mit drei Kranken haben wir in der ersten Etage unsere Arbeit begonnen. Dann kam eine dringende Anfrage und so nahmen wir eine vierte Patientin auf. Sie bekam ein Bett im zweiten Stock. Sie war dort die einzige Bewohnerin und fühlte sich bald ziemlich einsam. Was tun? Wir kamen auf die Idee, als Gesellschaft für sie einen Vogel anzuschaffen. Gesagt – getan. Leo, ein gelber Kanarienvogel, zog zu ihr in den zweiten Stock. Er sang so schön, dass sie immer ihre Zimmertür offen ließ.

Nach einiger Zeit kam die fünfte Patientin dazu. Sie fühlte sich durch das ständige Gezwitscher ziemlich gestört und so musste Leo nach unten in das Hospizwohnzimmer umziehen. Doch dort mischte er sich in jedes Gespräch lautstark ein, so dass er häufig in die angrenzende Wohnküche ausquartiert wurde. Die ständige Umzieherei hat ihn wohl verärgert, so dass er eines Tages aufhörte zu singen. Von da an hatte er bis zu seinem Tod einen festen Platz im Wohnzimmer.

Wenn ich heute zurückschaue, fällt mir auf, dass sich in dieser Zeit viel verändert hat. Die Patienten kommen jetzt zu einem späteren Zeitpunkt, der Zeitraum, den sie bei uns verbringen, ist kürzer. In der Anfangszeit konnten wir noch häufiger mit Bewohnern Ausflüge unternehmen, das ist heute seltener. Für die Menschen ist es sicher gut, wenn sie so lange wie möglich zu Hause leben können, aber für die Pflege und Betreuung ist es dadurch manchmal schwieriger, weil weniger Zeit bleibt, sich in die Patienten einzufühlen, sie kennen zu lernen und sich auf sie einzustellen.

Mir ist es nicht schwer gefallen, über dem Hospiz in unserem kleinen Konvent zu leben. Das hängt sicher auch damit zusammen, dass ich mich innerlich wie äußerlich gut abgrenzen kann. Unsere Sterblichkeit ist ja ein Teil unseres Lebens und gehört zu uns Menschen, ob wir es bewusst wahrnehmen oder nicht. Ich habe es nicht bereut, mich auf das Wagnis „Hospiz“ eingelassen zu haben, es ist eine gute und wichtige Zeit für mich und ich bin dankbar für die gute Fügung, die mir diesen Weg eröffnet hat.

Sr. M. Alexandra Scheele



Das Hospiz Luise nach der Eröffnung

Von Tellerrand zu Tellerrand

Nicht nur über den Tellerrand zu schauen, sondern sogar einen anderen Teller kennen zu lernen, war für mich Herausforderung wie auch Gewinn: Neugierde und Ungewissheit begleiteten mich deshalb bei meinem Vorstellungsgespräch im Hospiz Luise im April 1995. Als Krankenpfleger einer Palliativstation in Hamburg, wo ich damals arbeitete, war ich neugierig auf die Atmosphäre in einem stationären Hospiz und gespannt auf die dortige Arbeit.

Bei meinem Start im November 1995 konnte ich dann durch das erste Jahresfest des Hospizes und einen gleich darauf stattfindenden Fortbildungstag das Team, die kurze Geschichte und die Konzeption der Arbeit ausgiebig kennen lernen.

Der Unterschied zur Palliativstation machte sich zunächst durch die Wohn-Atmosphäre bemerkbar: gemeinsam „Alltag“ beim Essen oder im Garten zu gestalten, dabei die Angehörigen ganz stark einbeziehen zu können und nicht in klinisch weißer Bekleidung zu arbeiten. Aber v. a. unterschied sich die Arbeit durch die Haltung, dass das Hospiz ein besonderer Ort des Bleibens sein darf. Eine Raststätte, wo gestärkt und gelindert wird, aus der Patienten nicht „entlassen“ werden. Und dass es ein Ort sein kann für bewusstes Verabschieden. Die Palliativstation dagegen war immer eher eine Durchgangsstation: Wir versuchten beständig, Menschen mit weniger Beschwerden und mit einem sicheren Netz bald wieder in die häusliche Umgebung entlassen zu können.

Die Wichtigkeit und Bedeutung dieser „Pflegeüberleitung“, auch Brückenpflege genannt, wurde uns aber auch im Hospiz nach den ersten Jahren des Aufbaus deutlich und bot wieder, nun nicht nur für mich, die Möglichkeit, über den Tellerrand zu schauen. Viele Patienten und besonders auch ihre Angehörigen sahen sich im Hospiz so gut begleitet und unterstützt, dass sie sich mit dieser Hilfe auch die Versorgung zuhause vorstellen konnten. Also begann Adelheid Werner (mit ihrer langjährigen ambulanten Erfahrung), Unterstützung vor Ort anzubieten, Entlassungen aus dem Krankenhaus zu begleiten und auch Kollegen zu beraten.

Inzwischen können wir mit dem Ambulanten Palliativdienst des Hospiz Luise viele Menschen in ihrer vertrauten Umgebung begleiten, ihnen Rat geben und Hilfen vermitteln. Die Zusammenarbeit mit vielen anderen Diensten und Einrichtungen, v. a. auch mit dem Klinikum Hannover, ermöglicht uns täglich, das Wirken über den eigenen Tellerrand hinaus zu erweitern. Denn ein tragfähiges Netz für Zuhause kann ein Dienst alleine selten bieten. Somit ist für mich persönlich das Hospiz Luise ein Ort, an dem ich einsteigen durfte in die Hospizarbeit, danach den Blick nach außen richten konnte und von dem aus wir inzwischen mit den Erfahrungen und dem reichen

Wissen hinaus gehen können. Dies geschieht in vielen Fortbildungen und Vorträgen, bei uns im Haus oder „extern“. (Auf jeden Fall immer mit dem Blick über den ...)

Für mich war und ist diese Arbeit immer beides, Herausforderung und Gewinn. Die eigene Begleitung und Reflexion dabei ist notwendig und tut gut. Aber sie reicht nicht, denn: *Wo der Tellerrand die Grenzen des Denkens markiert, hilft auch richtige Ernährung wenig* (Theodor Fontane).

Carsten Rumbke
Leiter Ambulanter Palliativdienst
des Hospiz Luise



Das hauptamtliche Team des Ambulanten Palliativdienstes

Meine Begegnung mit dem Hospiz Luise

Zum 15. April 2001 hat mich unser Bischof Josef Homeyer mit den Aufgaben der Krankenhauseelsorge im Vinzenzkrankenhaus und im Hospiz Luise beauftragt. Darin heißt es: „Ich bitte Sie, Kontakt zu den Ärzten und dem Pflegepersonal insgesamt zu knüpfen, um ein gutes Miteinander in der Sorge um die Kranken zu erreichen. Besonders möchte ich Ihnen ans Herz legen die Mitsorge im Hospiz Luise.“

Mit diesem Auftrag trat ich meinen Weg ins Hospiz Luise an. In der Krankenhauseelsorge hatte ich schon viele Jahre mitgearbeitet. Aber der Dienst in einem Hospiz bedeutete etwas Neues für mich. Ich war gespannt, was ich im Hospiz Luise antreffen würde. Ich stand mit klopfendem Herzen vor der Tür. In der ersten Begegnung traf ich auf eine freundliche Schwester. Die herzliche Begrüßung tat mir gut. Angenehm fiel mir die wohnliche Einrichtung und häusliche Atmosphäre auf. Ich stellte mich vor und fragte einiges über das Hospiz.

Was ich bei dieser ersten Begegnung erlebte, wurde schon bald zu einer ständigen Erfahrung. Ich spürte eine herzliche, sehr persönliche Zuwendung zu Besuchern, den Angehörigen und den PatientInnen. Die Schwestern und Pfleger waren mit den Sorgen und Fragen der Patienten, mit deren Wünschen und Bedürfnissen, mit deren Ängsten und Sehnsüchten vertraut. Eine tiefe Verbundenheit mit den Patienten und deren Anliegen traf ich an. Bei den Gesprächen mit den Patienten wurde diese menschliche Fürsorge immer dankbar betont. Ich habe immer den Eindruck gehabt, dass ich schon vorfand, worum ich bemüht sein sollte: „ein gutes Miteinander in der Sorge um die Kranken zu erreichen“.

Auch die Jahressbücher in der Kapelle mit den Namen und Daten der Verstorbenen, mit den eigenen Aufzeichnungen der Sterbenden oder deren Angehörigen sprechen da eine eindringliche Sprache.

Öfter verweile ich in der kleinen Hauskapelle und schaue zum Altarbild auf. Es zeigt mir einen Menschen, der in Angst und Schwachheit sehnsuchtsvoll Halt sucht – am Kreuz. Ihm beizustehen, wie Maria und Johannes unter dem Kreuz Jesu Christi, mit derselben Ohnmacht und Treue, das ist ein bewegender Anspruch und Auftrag.

Ich wünsche allen im Hospiz, dass sie empfangen, was das Motto des Katholikentages in Ulm vom 16. - 20. Juni 2004 sagt: *Leben aus der Kraft des Glaubens.*

Paul Peck, Pfarrer
Vinzenzkrankenhaus Hannover

Hospizarbeit und Trauerbegleitung – Wandlungen eines Konzeptes

Als wir vor zehn Jahren mit der Hospizarbeit begonnen haben, waren wir ein kleiner Kreis von engagierten Mitarbeitern, die froh waren über die Chance, an dem Aufbau eines Hospizes mitwirken zu können. Für mich bedeutete das, eine sinnvolle und herausfordernde Tätigkeit gefunden zu haben, die alle Ebenen menschlichen Daseins anspricht und die meine ganze Person berührt. „Ganzheitlich“ ist das Adjektiv, das all dies zusammenfasst. Wir wollten Patienten begleiten, die den letzten Weg ihres Lebens mit einer schweren Krankheit nicht mehr allein gehen konnten und die mit ihrer Geschichte und ihrem sozialen Umfeld zu uns kamen, um ihr Leben so gut wie möglich zu vollenden. Ganzheitlich bedeutete für uns auch, nicht zu trennen, was zusammen gehört: Körper, Gefühl, Glauben, Beziehungen. Es war eine anspruchsvolle Aufgabe, der wir uns da gestellt hatten: Bereit sein, von einer Minute auf die andere umgehen zu können mit Schmerzen, Übelkeit, Glaubenszweifeln, getrennten Partnern, lange abwesenden Kindern, Ängsten, Luftnot, beten wollen, nicht mehr beten können, Sehnsucht, Verzweiflung, Glück, Dankbarkeit, Durchfällen, Fragen, vielen Besuchern, Sprachlosigkeit, Zweifeln, ob nicht doch noch was zu machen ist, Sprachstörungen, Tisch decken, Fernsehinterviews, Bügeln, Unruhe, Sanftheit, Wut, Kälte, verlöschender Atem. Das, was gerade gefragt war, war nicht vorhersehbar und damit auch nicht planbar.

„Jeder sollte in der Lage sein, alles mal zu machen“ war die Devise unseres kleinen Teams.

Das Hospiz war für viele unter uns der Mittelpunkt unseres Lebens. Ich erinnere mich noch deutlich an das Gefühl, das ich bei meinem ersten Urlaub hatte: Eigentlich wäre ich lieber dageblieben und ich habe mehrmals im Hospiz angerufen, um wenigstens am Telefon zu hören, wie die Dinge sich entwickeln.

Der Umgang mit trauernden Angehörigen war ein selbstverständlicher Teil der Hospizarbeit wie vieles andere auch.

Irgendwann merkten wir, dass es auch ein Stück Überforderung bedeutet, vom Rechnung schreiben und mit dem Computer umgehen über Hauswirtschaft, Schmerztherapie, Informationsgespräch, Grundpflege, Arztkontakt und Trost immer alles im Blick zu haben und zu können.

Auch ganzheitliche Pflege und Betreuung braucht Grenzen der Zuständigkeit und Verantwortungsteilung. So schälten sich mit der Zeit spezielle Aufgabengebiete heraus, die mit den Begriffen Öffentlichkeitsarbeit, Verwaltung, sozialpädagogische Tätigkeit, Hauswirtschaft, Haustechnik, Garten umschrieben sind.

Die Begleitung Hinterbliebener gehörte zu den sozialpädagogischen Aufgaben, die ich nach etwa anderthalb Jahren übernahm. Ich lud zu einem regelmäßigen Gesprächskreis für Trauernde und, gemeinsam mit Kollegen aus der Seelsorge, zu einem Wochenendseminar ein. Dadurch gab es die Möglichkeit, auch längere Zeit nach dem Tod eines nahen Menschen Begleitung zu erfahren.

So entwickelte sich das Hospiz, wuchs wie eine Pflanze, die auch zuerst mit großer Kraft einen Spross hervor-
treibt und deren Keim sich erst später immer weiter verzweigt und Blätter und Blüten herausbildet.
Heute sind wir, um im Bild zu bleiben, ein ausgewachsener Baum mit vielen Ästen und Verzweigungen, ein
Stück über der Erde hat sich der Stamm verzweigt: Es gibt seit mehr als sechs Jahren einen ambulanten
Palliativdienst, der Patienten und ihre Familien zu Hause unterstützt.

Seit einem Jahr bin ich dort tätig und begleite trauernde Angehörige und Freunde von verstorbenen Patienten. Ich
sehe jetzt, dass möglicherweise mehr und anderes notwendig ist, als es mir damals im stationären Hospiz bewusst
war. Dazu gehört das Nachspüren und Nachfragen nach ca. drei Monaten nach dem Tod, das Wahrnehmen und
unterstützen derjenigen, die vermutlich einen besonders schweren Weg vor sich haben, das Aufklären darüber,
was Trauern bedeutet, um wenigstens ein bisschen Sicherheit in einer Zeit großer Umwälzung zu geben, das
Wissen und Vermitteln von intensiveren Hilfen und das Angebot ehrenamtlicher alltagsnaher Unterstützung.

Wie wird das Hospiz in der Zukunft aussehen? Ich glaube, an der Einrichtung wird sich nichts wesentliches
ändern, der Baum „Hospiz“ scheint mir ausgewachsen zu sein, vielleicht werden sich in den Ästen noch ein paar
Verzweigungen entwickeln. Ich glaube, in der Zukunft wird es eher darum gehen, die Landschaft in den Blick zu
nehmen, und gemeinsam mit anderen Institutionen daran zu arbeiten, dass Menschen in verschiedenen
Situationen und an verschiedenen Orten in ihrem Sterben und in ihrer Trauer angemessene Unterstützung und
Hilfe zugänglich ist.

Für die Trauerbegleitung habe ich die Vision, dass sich neue Rituale und Formen entwickeln, die an Altes anknüp-
fen, die die Weisheit und Erfahrung, die in unseren Traditionen verborgen ist, neu beleben und die gleichzeitig
den Veränderungen und Anforderungen einer modernen oder vielleicht auch postmodernen Gesellschaft ent-
sprechen.

Ute Reimann
Sozialpädagogische Mitarbeiterin
Ambulanter Palliativdienst des Hospiz Luise

Die ersten Jahre

Wir waren ein im Aufbau befindlicher evangelischer ambulanter HospizDienst; der erste und viele Jahre der einzige HospizDienst in Hannover. Es gab uns seit Ende 1992. Jährlich bereiteten wir 15 - 20 Menschen darauf vor, Familien mit einem sterbenden Menschen zu unterstützen. Wir waren ansprechbar für die Kranken und die Angehörigen. Wir stellten uns mit Zeit zur Verfügung, um die Angehörigen zu entlasten und die Kranken zu hüten. Wir führten Gespräche. Wir unterstützten in dem oft mühsamen und schmerzhaften Prozess des Abschiednehmens. Wir ließen uns anrufen, wenn die Kranken oder die Angehörigen in akuter Not waren. Wir organisierten Pflegedienste und andere wichtige Hilfen.

1994, also 2 Jahre später öffnete das Hospiz Luise seine Türen. Lassen Sie mich anhand von drei Aspekten erzählen, was für Auswirkungen das stationäre Hospiz auf die Möglichkeiten der Sterbebegleitung in Hannover hatte:

1. In dieser Zeit wussten nur wenige Menschen, was „Hospiz“ bedeutete, welche Haltung dahinter stand und dass es in Hannover hospizliche Unterstützung gab. Die ersten Pflänzchen, die der HospizDienst verbreitet hatte, waren kräftig, aber noch zart.

Mit der Eröffnung des Hospiz Luise und den Auftritten der charismatischen Leiterin, der Vinzentinerschwester Katharina-Maria, gab es ein Haus und eine Nonne. Das Thema erhielt endlich mehr Aufmerksamkeit in den Medien. Das wirkte sich auch auf unser Arbeiten aus. Die Hospizhaltung wurde bekannter.

2. Oft standen wir vor der verzweifelten Frage: Wohin kann ein Mensch zum Sterben gehen, wenn er/sie nicht zu Hause bleiben kann, z.B. weil keine Angehörigen ihn versorgen können. Es standen nur die Krankenhäuser und die Pflegeheime zur Verfügung.

Mit dem Hospiz Luise gab es endlich eine Einrichtung, in die wir sterbende Menschen von Herzen empfehlen konnten. Alleinlebende, Menschen mit besonderen Schwierigkeiten und auch Kranke, deren Familien es nicht möglich war, eine Betreuung zu Hause zu leisten, fanden dort einen guten Ort. Fürsorge, ein würdiges Miteinander, Individualität und sehr gute palliativmedizinische Pflege und Behandlung prägten und prägen dieses christliche Haus.

3. Dass die niedergelassenen ÄrztInnen und ambulanten Pflegedienste sich noch gar nicht auf die häusliche Behandlung sterbender Menschen eingestellt hatten, war unser größtes Problem. Die medizinische und pflegerische Versorgung war absolut unzureichend. Gab es Probleme, wie z.B. Schmerzen, wurden die Sterbenden ins Krankenhaus eingewiesen, wo sie dann häufig verstarben. Hörte ein sterbender Mensch auf zu essen, an sich ein ganz normaler Vorgang im Sterbeprozess, wurde er ins Krankenhaus zur künstlichen Ernährung eingewiesen. Das hospizliche Bewusstsein war in den medizinischen Berufen noch nicht angekommen. Wie viele Menschen wurden von uns betreut, die ihre letzten Wochen unter Schmerzen verbrach-

ten? Mitunter saßen wir am Bett und hielten die Hand eines vor Schmerzen schreienden Sterbenden. Zwar war das Wissen um palliative Schmerztherapie mittlerweile auch in Deutschland bekannt, aber die Umsetzung hatte sich auch in Hannover noch nicht durchgesetzt.

Die Situation im ambulanten Bereich begann sich mehr und mehr zu verbessern, nachdem der Brückendienst des Hospiz Luise eingerichtet wurde (1998). Endlich hatten wir ein palliativ-pflegerisches Gegenüber. Der Brückendienst, später: Ambulanter Palliativdienst (APD) des Hospiz Luise, bestand erst aus einer, später aus mehreren Krankenschwestern/-pflegern, die – wie unser HospizDienst – die Sterbenden zu Hause begleiteten, berieten und versorgten. Enorm wichtig war die Zusammenarbeit mit den HausärztInnen. Sie begannen allmählich ein Bewusstsein für die ambulante Betreuung Sterbender zu bekommen. Das hatte natürlich auch Auswirkungen auf die Situation unserer MitarbeiterInnen. Immer häufiger konnten sie erleben, dass ein/e Hausarzt/-ärztin durch den APD beraten oder schon von sich aus kompetente palliativmedizinische Versorgung anbieten konnte. Was für eine Erleichterung für die ambulante Sterbebegleitung!

Aus den ersten Jahren ist mir persönlich am eindrucklichsten unsere gemeinsame Lebens- und Sterbensbegleitung des aidskranken Jean in Erinnerung, der 1994 in meinem Büro saß und einen Ort zum Sterben suchte. Nachdem er mit Schwester Katharina-Maria gesprochen hatte, war er beruhigt und konnte sich seinen letzten Lebensjahren widmen. Es war ein recht intensives Auf und Ab, so wie sein Leben es immer gewesen war. Er war gezeichnet von Wunden und Einsamkeit und von der Sehnsucht nach Liebe und Gehaltensein. Er rieb sich an den Ehrenamtlichen des HospizDienstes genauso wie an den MitarbeiterInnen des Hospiz Luise, in dem er eine Zeit lang wohnen durfte. Er fand Menschen, die ihn ertrugen, mit denen er sich über sein schwieriges Leben auseinandersetzen konnte. Intensive Diskussionen über: Was halte ich noch aus? sind in meiner Erinnerung. Ungeschminkt ließ er mich an seinen inneren Kämpfen teilhaben. Er forderte uns alle heraus.

Dass er im Herbst 1996 seine letzten Tage wirklich gehalten und versorgt im Hospiz Luise verbringen konnte, war wichtig für ihn. Er hat es Euch nie leicht gemacht. Ihr habt den inneren Kampf zwischen Sehnsucht nach Fürsorge und Angst vor Nähe ausgehalten. Er ist gestorben, als Ihr Übergabe hattet, alleine. So, wie es ihm entsprach.

Wir hatten eine sehr gute Zusammenarbeit, die sich auch in den weiteren Jahren immer wieder bestätigte.

Eine enge Zusammenarbeit besteht auch in der Ausbildung der ehrenamtlichen MitarbeiterInnen. Der Ambulante Palliativ- und HospizDienst hat eine lange Tradition in der jährlichen Ausbildung Ehrenamtlicher für die Sterbebegleitung. Zukünftige MitarbeiterInnen der stationären Hospize sind gleichfalls willkommen. Das Hospiz Luise hat sich mit einer Mitarbeiterin über Jahre an der Ausbildung beteiligt. Das Uhlhornhospiz setzt diese Tradition jetzt fort: ein wunderbares Beispiel für das beinahe schon traditionell gute hospizliche Netzwerk in Hannover.

Wir wünschen dem Hospiz Luise, seinen MitarbeiterInnen und dem Orden als Träger weiter alles Gute und Gottes Segen und danken für unsere Erfahrungen mit den MitarbeiterInnen: mit dem Herzen professionell zu arbeiten.

Mareile Preuschhof
Leiterin des Ambulanten Palliativ- und HospizDienstes
des Ev.-luth. Stadtkirchenverbandes Hannover

Erfahrungsbericht

Pastorin i. R. Christel Eckhardt

Es ist drinnen wie draußen - ein wohnliches Haus

Freundlich sieht es aus, das kleine, sonnengelbe Giebelhaus mit den vier braunen Holzbalkonen voller bunter Sommerblumen!

Vor acht Jahren zuerst und seitdem immer wieder erfahre ich: Es ist drinnen wie draußen – ein wohnliches Haus, in dem jeder, der es betritt, Leben fühlen kann, das Leben, das man lernen muss, solange man Zeit dafür hat.



Da war eine Mutter, deren Kinder in dunklen Wintertagen das ganze Zimmer um das Bett herum in ein Märchenland verwandelten (gewiss ja auch sich selbst zum Trost): kleine Glühlampen, eine Lichterkette, Zwerge und Tiere in einer Wolldeckenhöhle, in der künstliche Blumen „wuchsen“, über die sie Sterne hängten.

Da war eine Frau, die um Versöhnung mit ihrer alten Mutter kämpfte und diesen Kampf doch aufgab, um Kraft zu behalten für den Kampf um Versöhnung mit dem eigenen Leben und Sterben.

Da konnte jemand sagen: „Heute war ein wunderschöner Tag“ oder „Ich bin einverstanden“ oder „Ich habe noch nie einem Menschen gesagt, dass ich ihn liebe.“

Hilflos war ich manchmal mit Bewohnern im Hospiz, die mit der Prognose gekommen waren, nur noch wenige Tage leben zu können – und die dann Wochen oder Monate lang jeden Morgen wieder aufwachten ... staunend, erschrocken oder sogar im Zorn. Warum? Wozu?

Menschen, die wissen, wie befristet ihr Leben ist, haben schon teil an einer Welt, zu der die Gesunden noch keinen Zugang haben, und dieses „unbetretene Land“ zwischen ihnen braucht einen Schutzraum, in dem jeder auf den anderen Acht gibt. Es berührt mich tief, wenn Sterbende uns, die wir unseren Dienst tun, erlauben, bei ihnen zu sein – ihnen zuzusehen und ihnen nachzusehen.

Das Faszinierende ist der wache, freie Entschluss eines Menschen, in dieses freundliche, sonnengelbe Giebelhaus mit den bunten Sommerblumen an den Balkonen einzuziehen und – umgeben von Güte – darin zu wohnen bis zuletzt.

Die leisen Gottesdienste an den Donnerstagen sind für jeden, der mag, ein Zusammensein in Nähe, in Trauer, in Sehnsucht, in Furcht und Dank und im Fragen und Vertrauen. Das Altarbild im Andachtsraum zeigt keinen gequälten Christus sondern den schweren, belasteten Rücken eines Menschen, der sich frontal an das Kreuz klammert. Wo sollte er in seiner Not sonst hin? Der Wunsch oder der Glaube, am Ende so von Gott umfungen zu werden, ist Trost.

Wenn ein geliebter Mensch stirbt, dann nimmt er alles mit, was wir mit ihm geteilt haben. So ist mit dem Verstorbenen etwas von uns schon bei Gott und in Gott. Wenn wir sterben, dann sterben wir in die Wohnung, die Christus und der geliebte Mensch uns bereitet haben. Da werden wir zu Haus sein. Für immer. Ob es wirklich so ist?

Im neuen Testament steht:

„Christus spricht: In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten; und ich werde wiederkommen und euch zu mir nehmen, damit ihr seid, wo ich bin.“

Christel Eckhardt
Pastorin i. R.



Die Kapelle im Hospiz Luise

Erfahrungsbericht

Hildegard Gerstung

10 Jahre Hospiz Luise – lernen für das eigene Leben

Seit dem 1. Oktober 1994 arbeite ich als examinierte Krankenschwester im Team des Hospiz Luise in Hannover-Kirchrode, dem ersten Hospiz in Niedersachsen.

Dieser Entscheidung vorausgegangen waren 27 Jahre arbeiten und erleben mit Kranken in zwei Universitätskliniken, davon viele Jahre auf einer neurochirurgischen Intensivstation. Immer wieder erlebte ich das nicht akzeptieren können des Todes und das Ausgrenzen Sterbender. Der Auftrag der Gesundheitswiederherstellung und Heilung war nicht gelungen und wurde als Versagen gewertet. Schwerkranke, nicht mehr therapierbare Menschen waren eine Belastung geworden und erinnerten an eigene Ängste und den Tod.

Ich wurde aufmerksam auf eine Fortbildung mit dem Ziel, diese Patienten besser begleiten zu können. Ich meldete mich an und einige Zeit später erfuhr ich an anderer Stelle von dem Plan der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in Hannover ein Hospiz zu gründen.

Während dieser zweijährigen berufsbegleitenden Weiterbildung reifte in mir der Entschluss, vom Krankenhaus zur Hospizarbeit zu wechseln. Die neue Aufgabe ist, kranke Menschen in ihrer letzten Lebenszeit zusammen mit ihren Angehörigen und Freunden individuell und ganzheitlich zu betreuen.

Es gilt: *„Nicht dem Leben mehr Tage hinzufügen, sondern den Tagen mehr Leben geben“* nach Dr. Cicely Saunders.

Im Sommer 1994 gab es die ersten Treffen aller Interessierten die im stationären Hospiz mitarbeiten wollten und zum 1. Oktober vollzog ich den Wechsel.

Es war sehr spannend für mich und uns alle, „unser Haus“ für die feierliche Einweihung und den anschließenden Tag der offenen Tür vorzubereiten, um dann am 2. November 1994 den ersten schwerkranken Gast aufzunehmen.

Mit viel Mut, Engagement sowie der Unterstützung und dem Wohlwollen der Schwestern der Ordensgemeinschaft wuchsen wir gemeinsam in unsere neue Aufgabe: Krankenschwestern und Krankenpfleger, Sozialarbeiterin, ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, zusammen mit den Hausärzten und Seelsorgern.

Bei der riesigen Umstellung von der Intensivstation zur Hospizpflege half mir ein Gedanke von Hermann Hesse:

*„ Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt
und der uns hilft zu leben.“*

Wir hatten diese Zeilen aus dem Gedicht „Stufen“ zusammen mit einer Rose am Tag der Einweihung überreicht bekommen.

Jetzt werden es 10 Jahre der Mitarbeit in diesem so anderen Aufgabenbereich der Medizin. Ich bin dankbar, diese ganzheitliche Pflege kennen gelernt zu haben und wünsche mir, sie noch einige Zeit ausüben zu können.

Viele Bewohner durfte ich in diesen Jahren mit ihren Angehörigen und Freunden ein Stück auf ihrem Lebensweg begleiten, für sie Dasein. Es waren und sind intensive und tief bewegende Erlebnisse und Erfahrungen mit der so eigenen Persönlichkeit eines jeden Menschen. Es geschieht immer wieder ein gegenseitiges Geben und Nehmen zwischen uns, den Kranken und Mitbegleitenden, welches mir Kraft schenkt.

Hinzu kommen noch die Möglichkeiten der Supervision, vielseitige Fort- und Weiterbildungsangebote zu unserer Unterstützung und Befähigung in diesem Einsatzbereich.

Für mich habe ich gelernt und bin immer wieder neu dabei:

Den Augenblick bewusst zu leben, kleine Freuden zu genießen, Träume nicht immer aufzuschieben, sondern mir möglichst zu erfüllen.

Hildegard Gerstung
Krankenschwester im Hospiz Luise

Der kostbare Moment

Es ist mir nicht leicht gefallen, einen Beitrag zu dieser Festschrift zu schreiben. Unzählige Spuren von Erinnerungen steigen in mir auf – an Begegnungen und Ereignisse, an Fragmente von Texten und Gebeten, deren Bedeutung sich für mich vielfach gewandelt oder sich erst nachträglich gezeigt hat. Aber es entsteht kein klares Bild, das ich beschreiben könnte. In Klammern gesagt: Gelegentlich bin ich überhaupt unsicher, ob sich all das wirklich so zugetragen hat.

Was ich klar erinnere, ist, wie bang mir ums Herz war, ob ich der Herausforderung, als Krankenpfleger in einem Hospiz zu arbeiten, gewachsen sei. Meinen Zweifeln stand jedoch mein großer Wunsch gegenüber, irgendwie in diese Aufgabe hineinzuwachsen.

Es berührt mich eigentümlich, dass ich die allererste Nacht im neu eröffneten Hospiz Luise gewacht habe. Ich habe nämlich vor zehn Jahren als Nachtwache meinen Dienst begonnen.

Aus dieser Erinnerung schaue ich in den Pflegebericht unserer ersten Patientin, ob sich in meinen Einträgen irgendeine Spur findet, an die ich mich für diesen Beitrag halten kann. Und plötzlich weiß ich, worüber ich schreiben will. Es ist „der kostbare Moment“!

Jeder, der Sterbende begleitet hat, kennt die Situation: der Kranke ist (sehr be)unruhig(t), nestelt an der Bettdecke herum, deckt sich immer wieder auf ... Er scheint nicht wirklich Schmerzen zu haben – oder vielleicht doch?! Er findet einfach seinen Platz nicht. Es ist auch nicht möglich, ihm durch neue Lagerung Erleichterung zu verschaffen. Ohnehin dreht er sich sofort wieder auf den Rücken. Einen Schluck Tee vielleicht? Auch das ist mühsam oder wird verweigert. Mundpflege will er auch nicht. Ist das Zimmer zu kalt oder zu warm?

Man versteht zumeist nicht mehr wirklich, was der Patient sagt, wenn er nicht überhaupt ganz durcheinander ist. Gelegentlich scheint er von ganz weit her zu kommen und kann antworten. Aber eigentlich ist alles sehr mühsam und schwer. Es will aber auch gar nichts wirklich helfen! Das führt auch zu großer Unsicherheit beim Pflegenden, ob denn für alles gut gesorgt ist. Auch die Angehörigen sind durch diese Situation sehr beunruhigt (wie der Kranke) und angespannt.

Solche Nächte können äußerst lang werden, wenn man am Bett steht und ratlos ist. Eine große Belastung. Wenn der Pflegende jetzt nicht wach und wachsam ist, trägt er seine Anspannung mit in die anderen Krankenzimmer ...

Aber plötzlich ist er da: der kostbare Moment! Die Unruhe weicht wie Fieber gegen Morgen. Die Atmosphäre klart auf. Der Kranke scheint tief zu schlafen – für eine gute Frist. Man spürt mit großer Sicherheit, dass das Schwerste überstanden ist. Jetzt kann ihm nichts mehr wirklich etwas anhaben. Da ist Friede und „tief ausatmen können“. Nun wird man die Pflege auf das Allernotwendigste beschränken, um den Kranken nicht mehr zu stören – in diesem kostbaren Moment.

Jürgen Holland
Krankenpfleger im Hospiz Luise



Das hauptamtliche Team des Hospiz Luise aus der Anfangszeit

Warum ich seit zehn Jahren gern ehrenamtlich im Hospiz Luise arbeite

Ende 1994 hörte ich sonntags, anstatt einer Predigt, im Gottesdienst ein Zwiegespräch zwischen dem Pfarrer und der Ordensschwester Katharina-Maria darüber, was Hospiz sein kann. Das Hospiz Luise hatte seine Arbeit aufgenommen, und es wurden auch ehrenamtliche Mitarbeiter gesucht.

Meine Eltern hatte ich gerade ein Jahr bis zu ihrem Tod gepflegt und eine Freundin vor über zehn Jahren in ihrem Sterben begleitet. Ich wusste, dass mich Sterben und Tod nicht schrecken. So erkundigte ich mich, wie die ehrenamtliche Tätigkeit aussehen sollte.

Vorab war ein Einführungskurs angesagt – und dann ...

Aus heutiger Sicht weiß ich, dass damals niemand genau wusste, wie die Einsätze der Ehrenamtlichen sein sollten. Es begann ein vorsichtiges Probieren.

Ich dachte mir: „Einfach da sein und sehen, wo es fehlt.“

Diese Devise war für mich in all den zehn Jahren richtig und sie ist es weiter. Inzwischen haben sich für die Ehrenamtlichen ganz nötige und berechenbare Arbeiten ergeben, aber *da sein* für unvorhersehbare Ereignisse und kleine Hilfen ist weiter wichtig.

Wenn Menschen sterben ist es für die Angehörigen, auch wenn sie noch so gut vorbereitet sind, eine Katastrophe. Der unwiederbringbare Verlust eines Menschen ist nicht zu fassen. Wenn ich für die Angehörigen dann einfach da bin, tut ihnen das gut. Zuhören tut gut, evtl. den Arm um die Schulter legen tut gut, oder einmal ums Haus an die frische Luft gehen, oder etwas trinken, oder eine Zigarette auf der Terrasse rauchen. Manche sind so schwach, dass sie die Zigarette nicht gezielt halten können. Ich führe sie zum Mund des Patienten und freue mich, dass der Rauch genossen wird.

Da sein, mit einem Patienten im Rollstuhl zum Frisör fahren, oder mit einem anderen im Rollstuhl kleine Einkäufe tätigen.

Da sein, wenn eine Patientin einen ganz bestimmten Salat zubereiten will, die Zutaten organisieren und eventuell beim Schnippeln helfen, aber genau nach Anweisung!

Da sein, wenn Angehörige eine Verschnaufzeit brauchen und in die Küche oder das Wohnzimmer kommen und erzählen, reden möchten von ihren Kümernissen.

Da sein, wenn ein Patient nur nicht allein sein möchte, einfach am Bett sitzen.

Da sein, wenn in der Übergabezeit die Hausglocke, das Telefon oder die Patientenglocken läuten.

Da sein, damit in der Mittagszeit alle ihr Essen bekommen, möglichst familiär am Tisch.

Da sein, für eine Runde „Mensch ärgere Dich nicht“ mit Patienten und Angehörigen, nur zu viert kann man optimal rauswerfen.

Da sein, um die Blumenpracht im Zimmer einer Patientin neu zu ordnen.

Da sein, um aus der Zeitung vorzulesen, oder ein bestimmtes Fernsehprogramm zur bestimmten Stunde einzustellen.

Da sein, um die Kissen anders zu rücken und auch gleich das Fenster zuzumachen.

Es sind unglaublich viele kleine Tätigkeiten, die mit Dankbarkeit angenommen werden.

Als ich im Hospiz begann, fragten mich einige meiner Freunde: Musst du dir das antun? Ich tue mir nichts an, im Gegenteil. Ich bin zwar oft müde nach meiner Arbeit, aber ich gehe meistens glücklich nach Hause. Freude und Dankbarkeit nehme ich mit und mir ist bewusst, wie wunderbar Leben ist.

Ich denke, weil allen Mitarbeitern im Hospiz bewusst ist, wie einmalig und wunderbar Leben ist, arbeiten alle daran, unseren Patienten ein lebenswertes Leben bis zum Tod zu ermöglichen.

Erika Weiden
Ehrenamtliche Mitarbeiterin
im Hospiz Luise

Erinnerungen an einen Mikrokosmos

„Eine Nonne ist für Sie da!“ Mit diesen Worten meiner Helferin begann meine Bekanntschaft mit dem Hospiz Luise. Ich hatte meine eigene Schmerzpraxis erst einige Monate vorher eröffnet und mich kurz danach mit dem Caritasverband in Verbindung gesetzt. An diesem Tag nun stand Schwester Katharina-Maria in meiner Praxis und wollte die Möglichkeiten einer schmerztherapeutischen Betreuung der Hospiz-Patienten erörtern. Meine bisherige Erfahrung mit Nonnen war zugegebenermaßen recht dürftig, aber ich bin mir bis heute nicht sicher, ob ich mit Schwester Katharina-Maria ein typisches Exemplar dieser Spezies erlebt habe. Sicher aber ist sie eine der interessantesten und fröhlichsten Menschen – und wahrscheinlich auch Nonnen – die ein Mensch im Leben treffen kann.

Schwester Katharina-Maria war allerdings nur die Eintrittskarte zu einem wahren Mikrokosmos an Erfahrungen und Eindrücken, die bis dato nicht Bestandteil meines Lebens waren. Vorher hatte ich nur im Rahmen meiner Ausbildungskrankenhäuser palliativmedizinisch gearbeitet, aber die Wirklichkeit eines Hospizes war für mich eine wahrhaft positive Überraschung. Die angenehme und wohnliche Umgebung waren nur der äußere Mantel der überaus optimistischen und lebensbejahenden Umgebung, die ich in diesem Umfange nicht erwartet hatte. Jeder einzelne Patient, den meine Kollegen und ich bis heute dort zu betreuen hatten, stellte eine einzigartige Erfahrung dar. Der stets nahe Tod ist für alle Beteiligten, Patienten, Verwandte und Betreuer offenbar eine Art Katalysator, um praktisch alles Überflüssige und Floskelhafte aus Gesprächen und Beziehungen herauszufiltern und nur die wichtigsten Gefühle und Emotionen zuzulassen. Zu meiner Überraschung gehört dazu auch und vor allem Fröhlichkeit und Entspannung, aber auch Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit im Umgang miteinander. Vor allem die letztgenannten Qualitäten sind nicht nur im Umgang mit den Patienten ein absolutes Muss, sondern auch im Umgang der Betreuer untereinander. Viele Überlegungen und Entscheidungen haben wir gemeinsam getroffen, und immer war ich dankbar, Hilfe und Unterstützung bei der Entscheidungsfindung zu finden, vor allem, da sich viele dieser Entscheidungen in Grenzbereichen abspielten, die man nicht alltäglich beschreitet und für die es naturgemäß auch kaum Lehrer gibt. Stellvertretend für alle Beteiligten muss an dieser Stelle der Name Kurt Bliefenicht genannt werden, der das menschliche und charakterliche Profil des Hospizes entscheidend mitgeprägt hat.

Da ich selbst keiner Glaubensgemeinschaft angehöre und wohl am ehesten als Agnostiker einzustufen bin, war ich natürlich auch gespannt, inwiefern die Anbindung des Hospizes an eine katholische Schwesternschaft die Arbeit dort prägen würde. Auch in diesem Punkte war ich allerdings angenehm überrascht: Nicht nur dass niemand versuchte mich zu bekehren – was ich vielleicht noch als intellektuelle Herausforderung betrachtet hätte – nein, auch für die Patienten ist christlich geprägter Trost nur ein Angebot und steht weit hinter dem Angebot eines

rein mitmenschlichen Trostes ohne kirchliche Prägung zurück. Alles in allem kam es dann für mich auch nicht sonderlich überraschend, dass Schwester Katharina-Maria den Orden verließ und plötzlich nur noch Privatperson war; es war einfach eine von vielen interessanten Überraschungen, die mich im Hospiz stets erwarteten.

Wenn ich darüber nachdenke, was für mich die schönsten Augenblicke im Hospiz waren, so fallen mir alle diejenigen Momente ein, in denen ich mit Patienten und deren Angehörigen in der Sonne im Garten gesessen habe und neben der anstehenden Therapie auch über persönliche, aber nicht (mehr) alltägliche Dinge des Lebens gesprochen habe und in denen stets viel gelacht wurde. Aus Sicht der Patienten geschah dies stets aus der überlegen gelassenen und fast beneidenswerten Warte des Menschen, der mit dem Leben friedvoll abgeschlossen hat, der alles Wichtige erledigt hat und daher jede kommende Minute nur genießen kann. Ich bin mir sicher, dass ein Foto einer solchen Szene von einem Außenstehenden wohl kaum einem Hospiz, als vielmehr einer Ferienszenerie zugeordnet worden wäre!

Ich wünsche dem Hospiz noch viele weitere interessante Jahre, Patienten und Betreuer; aber nach allem, was ich bislang erlebt habe, habe ich daran keinen Zweifel!

Dr. Christian Albert
Schmerzzentrum Hannover



Alljährlich findet am letzten Samstag vor den Sommerferien im Garten des Hospiz Luise ein Sommerfest statt. Dazu laden wir Angehörige, Nachbarn und die interessierte Öffentlichkeit ein.

„Gott hat keine anderen Hände als die unseren“

Georges Bernanos

Maria hatte Krebs. Vor 6 Jahren waren ihr die Eierstöcke entfernt worden. Vor 4 Jahren die Gebärmutter, vor 2 Jahren ein Stück des Dickdarms und nun hatte sie wieder, 2 Jahre später, Metastasen im Bauchraum und in der Lunge. Sie hatte Chemo und Bestrahlungen bekommen. Beides hatte ihren Körper außerordentlich geschwächt. Eine weitere OP war nicht vorgesehen.

Vor 18 Jahren war sie mit ihrem Mann und zwei kleinen Söhnen nach Deutschland gekommen aus Sizilien, wo sie nach zwei Missernten nicht mehr wussten, wie sie überleben sollten. Sie hatte nur 2 Jahre die Schule besuchen können, weil sie schon als kleines Kind helfen musste, den Lebensunterhalt für die Familie mitzusichern. Sie war eine fröhliche, optimistische und fleißige Frau und verdiente ihr Geld mit Putzen.

Sie war eine tapfere Frau, die selten klagte. Nun lag sie in einem städtischen Krankenhaus, in dem sicherlich, medizinisch gesehen, alles für sie getan worden war. Dafür war sie dankbar. Was sie aber quälte, war die Art, wie man mit ihr umging. Wenn sie klingelte, weil sie die Schmerzen nicht mehr ertragen konnte, oder weil sie durchgeschwitzt in ihrer Schwäche anfang zu frieren, kam oft erst nach 1½ Stunden eine Schwester, nicht selten mit dem Vorwurf, man habe ihr schon zweimal ein neues Nachthemd angezogen, es gäbe schließlich noch andere Patienten, um die man sich kümmern müsse. Das verletzte sie, denn sie versuchte alles so lange wie möglich auszuhalten.

Ich war deshalb unendlich froh, als es gelang, für sie ein Zimmer im Hospiz zu bekommen. Ich erinnere mich noch genau an meinen ersten Besuch bei ihr. Es war ihr zweiter Tag im Hospiz. Die Sonne schien warm durch die zugezogenen Gardinen. Das ganze Zimmer war in ein goldenes Licht getaucht und die zartgelbe Bettwäsche warf ihren Schimmer auf das entspannte Gesicht der Schwerkranken. Sie streckte mir die Hand entgegen und lächelte und ihre strahlenden Augen schauten im Zimmer umher, das mit hellen Möbeln wie ein freundliches Wohnzimmer eingerichtet war.

Seit Wochen hatte ich sie nicht mehr so entspannt gesehen. Die freundliche Schwester, die mich zu ihr gebracht hatte, kam herein, nahm ihre Hand und fragte nach ihren Schmerzen. Nachdem sie ihr Bett etwas aufgeschüttelt und ihr Kopfkissen gesichtet hatte, streichelte sie ihre Hand und wies, indem sie mir zunickte, auf ein Tablett mit Kaffee, das sie auf das Tischchen neben der Tür gestellt hatte. „Bedienen Sie sich“ sagte sie freundlich. Dann ging sie zu Herrn M., der sich ein wenig im Sessel ausgeruht hatte und sagte leise: „Wollen Sie zum Mittagessen mit herunterkommen?“

Als ihr Mann gegangen war, erzählte sie mir einen Traum. Sie habe geträumt, sie sei in einer dunklen, halb abgerissenen Bahnhofshalle. Alle Züge seien schon abgefahren und sie sei der einzige Mensch gewesen. Da kamen von allen Seiten wilde Hunde, die sie zu zerreißen drohten. Sie rannte um ihr Leben. Als sie schon an keine

Rettung mehr glaubte, öffnete sich eine Tür, die sie übersehen hatte und eine freundliche Gestalt nahm sie bei der Hand und führte sie in einen hellen, warmen Raum. Sie führte sie zu einem Bett mit weichen Kissen, zog ihr die schmutzigen Kleider aus und zog ihr ein weißes Gewand an. Maria schlief sofort ein, als sie in dem Bett lag, mit dem wunderbaren Gefühl, noch einmal in letzter Minute gerettet worden zu sein.

„Heute morgen“, sagte sie „als ich aufwachte, wusste ich eine Weile nicht, ist es Traum oder Wirklichkeit. Die Schwester, die hereinkam, hat mich so liebevoll angefasst und hat die ganze Zeit mit mir geredet. Und auch mein Mann, der doch wochenlang sehen musste, wie er zurechtkam und mir immer noch was gekocht hat, weil ich das Krankenhausessen nicht vertrug, wird hier wie in Italien in einer Großfamilie versorgt.

Immer, wenn ich klingele, erstarre ich vor Schreck aus Angst vor einem genervten, vorwurfsvollen Gesicht und ich muss immer zweimal gucken, wenn ein lächelndes Gesicht in der Tür erscheint und mich freundlich fragt, was es für mich tun kann.“

Sie blieb einige Wochen bis zu ihrem Tod im Hospiz. Manchmal war eine fröhliche Runde ihrer Landsleute in dem Zimmer, sie unterhielten sich über alles Mögliche, aber immer saß jemand an ihrem Bett. Die Großfamilie, die sie, seit sie in Deutschland war, so sehr vermisst hatte, stellte sich wieder ein. Und auch, wenn ihre Augen geschlossen waren und sie immer hilfloser wurde, war deutlich zu spüren, wie gut es ihr tat, dazuzugehören. In den letzten Wochen ihres Lebens konnte sie, die sich immer nach ihrer Heimat zurückgesehnt hatte, ein Stück neuer Heimat in der liebevollen Geborgenheit des Hospizes finden und vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben ein Stück Verwöhnung und, was noch wichtiger war, die Achtung als Mensch in seiner Einmaligkeit, die sie zwar anderen entgegengebracht hatte, die aber ihr häufig vorenthalten worden war.

Wir leben in einer Gesellschaft, die sehr von der Ökonomie und damit von Kosten-Nutzen-Überlegungen geprägt ist. Auch die Maßstäbe für medizinische Behandlung sind häufig eher die der Effektivität, weniger die der Menschenwürde, des Respekts vor dem Schicksal des einzelnen Leidenden. Die Hospizbewegung, die sich dem Wohl des Einzelnen in der Begleitung auf den Tod hin widmet, erscheint als einer der wenigen Hoffnungsträger im Kampf um die Würde des Menschen.

Elisabeth Wellendorf
Kunsttherapeutin

Sieben Jahre nach Deinem Tod

Sieben Jahre nach Deinem Tod. Fast auf den Monat genau. Meistens ist mir klar, dass Du nicht mehr lebst. Sehe die Zeit Deines Sterbens. Zwei Monate im Hospiz. Jeden Tag bei Dir, eine neue Beziehung. Du, bedürftig, schwach, zerbrechlich, fordernd, anstrengend, liebend. Ich haltend, begleitend, tragend, verständnisvoll und ständig überfordert – für Dich sorgend wie eine Mutter. So wolltest Du mich immer haben. Auch, als ich noch ein so liebebedürftiges Kind war und Dich so sehr als Mutter gebraucht hätte, verletzt, verlassen, einsam, wie ich war. Tragik des Lebens.

Bekomme in der Zeit Deines Sterbens alles von Dir, was eine Tochter von ihrer Mutter braucht, um eine „gute“ Frau zu werden. Liebe, Schönheit, seelischen Wert und Schmuck. Endlich.

Manchmal jedoch ist es so unvorstellbar, dass es dich nicht mehr gibt. Deine Stimme nicht, Deine gütigen, streichelnden, bergenden Hände, Deine Augen, Deine Umarmung, Geborgenheit, Schutz. So, wie Du auch warst. Der Mensch, der mich am besten kannte in diesem Leben, Dich, gibt es nicht mehr. Es kann nicht sein. Muss endgültig erwachsen werden.

Leben gelebt ohne Dich – und manchmal viel intensiver als mit Dir zu Lebenszeiten. In allen Krisensituationen warst Du da. Hast mich geschützt. Spürte ich Dich. Hörte Deine Antworten auf meine Fragen.

Jetzt geht es um die Liebe in meinem Leben. Wieder. Sah meinen Ex-Mann nach 23 Jahren und war endlich froh, von ihm geschieden zu sein. Gute Intuition damals. Habe ich wohl von Dir. Ich sehe Dich immer noch am Tag vor Deinem Tod auf dem Balkon Deines Hospiz-Zimmers, wie Du Deine Hand auf Deinen Krebs-geschwollenen Bauch legst („gut, dass mal Zwillinge da drin waren, da kennt er das schon“) und mir und meiner Schwester Amelie sagst „darauf kommt es an“, dem eigenen Bauch trauen, Intuition.

Gehe in einer Krise mit dem Mann, den ich liebe, allein ins Hospiz, in die kleine Kapelle, weine, frage Dich. „Er hat Dir seine Seele gezeigt“, Deine Antwort, klar. Unendlich sichernd, beruhigend. Ich gehe diesen Weg. Er ist gut.

Das Hospiz. Der beste Ort zum Sterben, den ich kenne. Dort lerne ich den wirklichen Wert des Lebens, meines Lebens, kennen. Den Kern meiner Seele. Tiefe Gefühle wie Liebe und Hass, Verzweiflung, Hingabe, Vertrauen, Würde, Demut, Stolz, unendliche Zärtlichkeit. Wichtiges von Unwichtigem trennen.

Möchte so oft depressiven Mitmenschen unter Freunden und in meiner Praxis raten, ein Praktikum im Hospiz zu machen. Zu lernen, was wirklich zählt im Leben. „Keine peanuts mehr“, waren Deine Worte. Sich zu sammeln angesichts des Todes, der alles so endlich macht. Besitz, Macht. Überflüssig angesichts der letzten Erinnerungen.

Eine Frau erinnert sich dort, wie der Mann, den sie liebte, ihr eine Rose aus einem französischen Rathausgarten abbrach und ihr mit einem Kuss überreichte. Reichtum. Ein Mann erinnert sich, wie die Frau, die er liebte, über eine grüne Wiese mit ausgestreckten Armen und glückseligem Gesicht auf ihn zugerannt kam. Liebe, Glück.

„Was bilden wir uns ein? Was wünschen wir zu haben? Jetzt sind wir hoch und gross. Und morgen schon begraben.“ Mittelalter bis heute. Von Andreas Gryphius.

Für mich ist das Hospiz Luise ein Ort der Zentrierung, der Wahrheit, der Stille. Meine Seele wurde hier noch einmal im Feuer meiner tiefsten Gefühle gehärtet, bereit gemacht fürs Leben.

Hier finde ich mich selbst wieder, wenn ich unsicher bin. Kann mich verlassen wie damals und bin, anders als in der meisten Zeit meines früheren Lebens, nicht verlassen. Werde gesehen, gefragt, ob ich allein sein will. Getröstet allein durch diese Frage. Oder durch mitfühlende Blicke ohne Worte. Kann die Last meines Lebens tragen, weil ich bei mir bin. Ein Ort der Liebe. Und des Lebens. Bis zuletzt.

Wer sich dem Sterben stellt, kann das Leben gewinnen.
Mein Lachen wird immer lauter - weil ich trauern kann.

Sabine Matthei
Diplom-Biochemikerin
Vitaminologin in freier Praxis

Chronik

November 1990	Das Generalkapitel der Kongregation stimmt der Errichtung eines Hospizes unter der Leitung von Sr. Katharina-Maria Hanne zu.
Februar 1991	Die Kongregation wird neben dem Caritasverband Hannover e.V. und dem Malteserhilfsdienst Gründungsmitglied des Hospizvereins im Bistum Hildesheim.
03.06.1991	Der Generalrat der Kongregation entscheidet sich für den Kauf des Hauses in der Brakestraße 2 d in Hannover-Kirchrode.
August 1991	Beginn der Bauplanung, zunächst nur für das vorhandene Haus
Mai / Juni 1992	Endgültige Planung mit Erweiterungsbau
30.10.1992	Baugenehmigung durch das Bauordnungsamt Hannover
April 1993	Baubeginn
August 1994	Bauende
1993 / 1994	Verhandlungen der Kongregation mit Krankenkassen und Sozialhilfeträgern über die Finanzierung des Hospizaufenthalts mit dem Ergebnis der Zusage einer Kostenbeteiligung im Rahmen von Einzelfallentscheidungen nach §37 SGB V (ausgelagerte häusliche Krankenpflege)
28.10.1994	Einweihung des Hospiz Luise
02.11.1994	Eröffnung und Aufnahme der ersten Patienten
12.11.1996	Der VdAK Hannover teilt mit, dass die Kostenbeteiligung der gesetzlichen Krankenkassen an stationären Hospizaufhalten aufgrund fehlender Rechtsgrundlage zum 01.01.1997 eingestellt wird. Die Existenz des Hospiz Luise scheint gefährdet.
05.12.1996	Bundespräsident Roman Herzog überreicht Sr. Katharina-Maria Hanne die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.
Ende Nov./Dez. 1996	Verschiedene Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und Initiativen, u.a. Bischof Dr. Josef Homeyer, Prof. Dr. Rita Süßmuth (MdB), Dr. Friedbert Pflüger (MdB), die Bundesarbeitsgemeinschaft Hospiz und die Hospiz Landesarbeitsgemeinschaft setzen sich für das Hospiz Luise ein. Sie regen beim Bundesgesundheitsministerium eine gesetzliche Regelung zur Finanzierung stationärer Hospizpflege an.
10.12.1996	Zusage des Bundesgesundheitsministeriums, dass Krankenkassen zum 01.01.1997 weiter wie bisher verfahren können.
20.03.1997	Der Deutsche Bundestag beschließt die Einführung des § 39 a im Sozialgesetzbuch V, der einen Rechtsanspruch auf einen Zuschuss zu stationärer Hospizpflege regelt.

06.05.1997	Benefizkonzert im Kuppelsaal der Stadthalle Hannover mit Dörte und Heidrun Blase als Dank an alle, die sich für das Weiterbestehen des Hospiz Luise eingesetzt haben.
01.07.1997	Es besteht ein Rechtsanspruch von Versicherten auf Leistungen in stationären Hospizen. Diese Leistungen sind nicht kostendeckend, sie sind aber ein wesentlicher Beitrag zu finanziellen Sicherung der damals bestehenden 30 und aller zukünftigen Einrichtungen.
15.01.1998	Gründung des Ambulanten Palliativdienstes des Hospiz Luise, zunächst „Brücke“, später „Brückenpflege“ genannt
Februar 2000	Beginn des ersten Palliative Care Kurses für Pflegendende im Bildungshaus der Kongregation in Hildesheim-Himmelsthür unter der Leitung von Carsten Rumbke (Leiter des Ambulanten Palliativdienstes des Hospiz Luise)
20.03.2001	Benefizveranstaltung „Masken und Musik“ im Rathaus der Stadt Hannover, bei der 120 von Prominenten künstlerisch gestaltete venezianische Masken versteigert werden. Die Schirmherrschaft hat Oberbürgermeister Herbert Schmalstieg.
Sommer 2001	Einweihung des Erweiterungsbaus mit Seminarraum, Entspannungsraum, Besprechungszimmer und Büros
01.01.2002	Kooperation des Klinikums Hannover mit dem Ambulanten Palliativdienst des Hospiz Luise: Entsendung einer Pflegefachkraft für die Mitarbeit für ein Jahr. Damit ist der APD mit vier Fachkräften besetzt.
Oktober 2002	Das Hospiz Luise beteiligt sich an der Entwicklung eines Qualitätshandbuches für stationäre Hospize.
01.01.2003	Kooperationsvereinbarung des Klinikums Hannover mit der Kongregation: Entsendung zweier Krankenpflegefachkräfte zur Mitarbeit im Ambulanten Palliativdienst
31.01.2003	Benefizkonzert des Bundesgrenzschutzorchesters im Großen Sendesaal des NDR-Funkhauses Hannover
01.02.2003	Sr. Katharina-Maria Hanne verlässt die Kongregation und gibt die Hospizleitung ab. Kurt Bliedernicht, ehemals stellvertretender Hospizleiter, wird zum neuen Leiter ernannt.
September 2004	Verabschiedung des Qualitätshandbuches „Sorgsam“ zur Sicherung der Qualität stationärer Hospize
20.10. – 30.10.2004	Festwoche zum zehnjährigen Bestehen des Hospiz Luise

Das erste Hospiz in Niedersachsen steht in Hannover

Bauarbeiten haben am Montag begonnen

Hannover/Hildesheim (gs) – „Ich habe das als Fingerzeig Gottes gesehen“, sagt Schwester Isidora. Ausgerechnet zu der Zeit, als die Vinzenzschwestern in ihrem Hildesheimer Mutterhaus den Hospizverein im Bistum Hildesheim mitbegründeten, sei ihrem Orden ein Haus angeboten worden. Die Generaloberin der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul handelte konsequent. Ergebnis: Seit dem vergangenen Montag wird in der Brakestraße 20 in Kirchrode gebaut. In Nachbarschaft zum Vinzenzkrankenhaus entsteht das erste Hospiz in Niedersachsen – ein Haus, in dem Menschen in Würde bis zuletzt leben und sterben können.

„Bis zum letzten Atemzug sollen Menschen, die hier wohnen werden, so leben können, wie sie es sich vorstellen“, erläutert Schwester Katharina-Maria das Ziel. Acht Plätze soll das Haus erhalten. Renovierung des Einfamilienhauses und ein größerer Anbau werden notwendig. Der Orden plant und finanziert die Maßnahme selbst. Schwester Monika, zuständig für die Finanzen der Vinzentinerinnen, rechnet mit Kosten von mehr als zwei Millionen Mark. Bis zum Frühjahr 1994 soll die Einrichtung fertiggestellt sein.

„Wir fragen, was können wir tun“

Wie das Geld für die laufenden Kosten aufgebracht werden kann, ist – wie die inhaltliche Konzeption des Hauses – noch nicht in allen Punkten geklärt. Gesetzliche Grundlagen eigens für Hospize gibt es in Niedersachsen nicht. Was bleibt, sind die „häusliche Pflege“ und ihre Finanzierung nach dem Vorbild der Sozialstatio-

nen sowie die Hoffnung auf besondere Fördermittel.

Das Haus sei „ein Gehversuch, wie das zu schaffen und zu machen ist“, sagt Schwester Monika. „Wir fragen zuerst, was können wir tun, und nicht, wie finanzieren wir das“, ergänzt Schwester Katharina-Maria.

„Wir kennen die Situation aus



Schwester Katharina-Maria und Günter Weise (Polier) präsentieren vor dem Haus in der Brakestraße die Baupläne. In der Mitte Dr. Karin Wilkening vom Hospizverein. Foto: Schulte

unseren Krankenhäusern und erleben, wie Sterben in Krankenhäusern passiert.“ Die Menschen seien in der letzten

Phase ihres Lebens dort nicht immer so gut aufgehoben. Viele müßten allein sterben. „Das sind Menschen, in denen uns heute Arme begegnen.“

Kirchrode.

Die Plätze werden vermietet, die Bewohner können persönliche Einrichtungsgegenstände mitbringen. Konfessionelle oder andere Zugangsbeschränkungen wird es nicht geben. Wer es wünscht, erfährt geistliche Begleitung. Wer das nicht möchte, wird in Ruhe gelassen. „Wir tolerieren auch Menschen, die sagen, der Glaube ist für uns keine Hilfe“, sagt Schwester Katharina-Maria. Und die Generaloberin macht deutlich, was für die Schwestern und ihre schwere Aufgabe dann wesentlich ist: Nicht Bekehrungsversuche, sondern das eigene Zeugnis.

Informationen über die Hospizbetreuung und Möglichkeiten ehrenamtlicher Mitarbeit gibt es beim Hospizverein im Bistum Hildesheim e. V., Ulrich Domsles, Domslof 18-21, 3200 Hildesheim, Tel. 0 51 21 / 30 73 68.

„Ein Gewinn für die Stadt“

Sozialdezernent Dr. Deufel zum Hospiz

Hannover (gs) – Als „Gewinn für die Stadt“ hat Hannovers Sozialdezernent Dr. Konrad Deufel gegenüber der Kirchenzeitung die Einrichtung des Hospizes in Hannover-Kirchrode bezeichnet. „Ich begrüße das ganz außerordentlich“, sagte der Chef-Sozialplaner der Landeshauptstadt. Positive Impulse könnten von dort aus auch in die Gesellschaft gehen: Daß es nicht nur Gesundheit, Jugend und Schönheit gebe, sondern auch das Sterben zum Leben gehöre. „In der Spur der Kassen“ werde sich die Stadt auch an den laufenden Kosten betei-



ligen, bestätigte Deufel nochmals seine Zusage, die er schon vor einiger Zeit bei einer Podiumsdiskussion im St. Clemenens Haus gegeben hatte. Eine weitere Förderung, zum Beispiel Sonderzuschüsse in Form einer Projektförderung, sei aufgrund der Kassenlage der Stadt aber „praktisch ausgeschlossen“, sagte der Sozialdezernent.

ligen, bestätigte Deufel nochmals seine Zusage, die er schon vor einiger Zeit bei einer Podiumsdiskussion im St. Clemenens

Hier soll alles anders werden

In der Wohngemeinschaft in der Brakestraße 20 soll alles anders werden. Jeder Anflug einer stationären Einrichtung oder Anstalt soll vermieden werden. Privatheit und Wohnatmosphäre werden das Leben und den Tagesablauf dort bis zum letzten Atemzug bestimmen. Feste Zeiten wie in Krankenhäusern oder Altenheimen gibt es nicht geben. Kein Sterbehäuser, sagt Schwester Monika, sondern eine Wohn- und Lebensgemeinschaft entstehe in



Sr. Katharina-Maria,
die Initiatorin des
Hospiz Luise

Segnung des Hauses
durch Domkapitular
Prälat Bernert



Feierliche Schlüsselübergabe an die damalige Generaloberin Sr. M. Isidora
Hebensterit



...sonderes EXPO-En-
...ge einen grundsätzlichen
...en.

...en der Stadt im kommenden Jahr-
...tur“ für Hannover und ist zugleich ein
...ig der großen Zukunftsprobleme unserer
...müssen eng zusammenarbeiten, wenn Han-
...werden will.

Editorial von Dr. Friedbert
Pflüger, MdB, aus „LE JOUR –
LOKALJOURNAL“ Nr. 2 vom
28. November 1996

Ihr

Dr. Friedbert Pflüger, MdB
Mitglied der CDU Kirchrode



P.S.: Dem kleinen Hospiz Luise, wo schwerstkranken Menschen kurz vor ihrem Tod Pflege und Sterbebegleitung zuteil wird, droht aus finanziellen Gründen die Schließung. Das Hospiz Luise ist eine eindrucksvolle soziale Einrichtung in Kirchrode, die wir erhalten müssen. Ich setze mich bei Bundesminister Seehofer für eine weitere Finanzierung ein und bitte Sie, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, um eine Spende für das Hospiz (Bank für Sozialwesen Hannover, BLZ 2520510, Konto-Nr. 1452705)

Klinikum schließt Vertrag mit Hospiz

Das Klinikum Hannover will am Montag einen Kooperationsvertrag mit dem Hospiz Luise unterzeichnen, um die Pflege schwer kranker und sterbender Menschen zu verbessern. Die Vereinbarung sieht vor, dass zwei Krankenschwestern des Klinikums den Ambulanten Palliativdienst des Kirchröder Hospizes verstärken. Das Pflegeteam besteht dann aus fünf Fachkräften. bk

HAZ vom 08.01.2003



Eine der venezianischen Masken,
die für die Benefizveranstaltung
im März 2001 von zahlreichen
Prominenten gestaltet wurden



Ausschnitt aus dem Plakat für das Benefizkonzert
am 31. Januar 2003 im Großen Sendesaal des
NDR Funkhauses Hannover



Das Hospiz Luise nach dem Anbau



Das Team der Ehrenamtlichen